

Impressum:

Herausgeberin:

LesMigraS - „Lesbische Migrantinnen und Schwarze Lesben -
Bekämpfung der Mehrfachdiskriminierung“,
Lesbenberatung - Ort für Kommunikation, Bildung, Kultur und Information Berlin e.V.
Kulmer Str. 20a, 10783 Berlin
Tel: 0049-(0)30-21 91 50 90, 0049-(0)30-217 27 53
Fax: 0049-(0)30-21 91 70 09

e-Mail: info@lesmigras.de

www.lesmigras.de

Konzeption, Zusammenstellung und Überarbeitung:

Saideh Saadat-Lendle, Lisa Thaler

II. vollständig überarbeitete Neuauflage: 1000 Stück, Berlin 2008

© 2008 LesMigraS – Lesbenberatung e.V., Kulmer Str.20a, 10783 Berlin
Abdruck und Vervielfältigung, auch in Auszügen, nur mit vorheriger Genehmigung.

Plädoyer für die Bekämpfung von Diskriminierung unter Diskriminierten



**Lesbische Migrantinnen in
interkulturellen Projekten und
Organisationen von MigrantInnen
in Deutschland**

LESBENBERATUNG e.V. Berlin 2008

Wir danken unseren Kolleginnen aus der Lesbenberatung, den Interviewpartnerinnen und den Einrichtungen die sich für uns Zeit genommen und uns bei der Entwicklung dieser Broschüre unterstützt haben.

INHALT

Vogelfrau <i>Suniti Namjoshi</i>	4
Warum diese Broschüre?	5
Lesbische Lebensweise in Religion, Kultur und Familie	7
Familie und Outing	11
Diskriminierung lesbischer Migrantinnen in MigrantInnenprojekten und interkulturellen Organisationen	14
Protokolle aus der Beratungsarbeit	16
Lesbische Lebensweise in Organisationen für Frauen mit Migrationshintergrund	25
Differenzen in Interkulturellen- und Community-Einrichtungen	27
Lesbische Migrantinnen zwischen Herkunftscommunity und Lesbenszene der Mehrheitsgesellschaft	29
<i>Interview mit Frau Zilan</i>	29
<i>Interview mit Frau Nassira und Frau Soraya</i>	33
Ausblick	36
Über LesMigraS	38
Publikationen	39

Vogelfrau

Suniti Namjoshi

Es war einmal ein Kind, dem wuchsen Flügel. Sie wuchsen ihr aus den Schulterblättern heraus, und zuerst waren sie nur kümmerlich. Aber sie wuchsen schnell, und in Nullkommanix hatte sie Flügel mit beträchtlicher Spannweite. Die Nachbarn waren entsetzt. „Sie müssen sie abschneiden lassen“, sagten sie zu den Eltern des Kindes. „Warum?“ fragten die Eltern. „Na, das ist doch offensichtlich“, sagten die Nachbarn. „Nein“, erwiderten die Eltern, und dies schien so endgültig, dass die Nachbarn gingen. Doch ein paar Wochen später kamen sie wieder. „Wenn sie die Flügel nicht abschneiden wollen, dann stutzen Sie sie wenigstens.“ „Warum?“ fragten die Eltern. „Nun, das würde wenigstens zeigen, dass sie etwas unternehmen.“ „Nein“, sagten die Eltern, und die Nachbarn gingen. Dann erschienen die Nachbarn ein drittes Mal. „Zweimal haben Sie uns nun schon weggeschickt“, erklärten sie den Eltern, „aber denken Sie doch mal an das Kind. Was tun Sie dem armen kleinen Ding an?“ „Wir bringen ihr das Fliegen bei“, sagten die Eltern bestimmt.

Übersetzung: Käthe H. Fleckenstein

Übernommen aus: Sappho küsst die Welt, Querverlag GmbH,
Berlin 1999

Warum diese Broschüre?

In den meisten europäischen und vielen nichteuropäischen Ländern ist staatliche Diskriminierung weiblicher Homosexualität nicht mehr gegeben. Dennoch werden lesbische Frauen immer wieder beleidigt, ignoriert und gedemütigt. Lesben erfahren nach wie vor Gewalt, sowohl in ihren Familien, als auch auf der Straße, am Arbeitsplatz, in der Schule, in Freizeit- und Sportzentren etc. Es kommt immer noch vor, dass Lesben psychiatrisiert oder unter Druck gesetzt werden, eine heterosexuelle Beziehung aufrecht zu erhalten bzw. eine solche einzugehen oder sogar zu heiraten. Diese Bedrohung schließt mitunter sogar eine lebensgefährdende Dimension mit ein.

In Europa sind lesbische Migrantinnen eine Gruppierung innerhalb der Lesben-Community, die besonders von Diskriminierung und Gewalt betroffen ist. Das gilt sowohl für die lesbischen Migrantinnen der ersten, als auch der zweiten und der dritten Generation.

Aber auch in Lesben-Communities erleben sie weniger Akzeptanz und Respekt unter ihresgleichen als Vorurteile und Ausgrenzungen. Verantwortlich dafür ist unter anderem das vorrangig weiß dominierte Selbstverständnis der deutschen Frauen- und Lesbenbewegung und die zumeist fehlende interkulturelle Begegnung und Auseinandersetzung.

Lesbische Migrantinnen nutzen vielfach die Rückzugsmöglichkeiten der eigenen Herkunfts-Community, nicht zuletzt um den alltäglichen Erfahrungen mit Rassismus durch die Dominanzgesellschaft und darüber hinaus den spezifischen Ausgrenzungserlebnissen in Lesbenzusammenhängen auszuweichen bzw. um Auseinandersetzungs- und Bewältigungsstrategien zu entwickeln.

Migrantinnen, die sich in unterschiedlich starker Ausprägung den bestehenden Werten und Normen - insbesondere sexuellen Normen und der vorherrschenden Frauenrolle ihrer Herkunfts-Communities - nicht anpassen möchten und diese durch ihre lesbische Lebensweise durchbrechen, sind allerdings auch in ihrer Herkunftscommunity eine Minderheit und auch hier oftmals Ziel von Diskriminierung.

Obwohl es immer wieder große Ähnlichkeiten gibt, sind MigrantInnen-Communities dabei keine homogene Gruppe und unterscheiden sich in sich und voneinander je nach kulturellem, religiösem, politischem und sozialem Hintergrund. Es würde sich lohnen, jede einzelne genauer auf die Fragestellung nach spezifischen Einstellungen zu Geschlechterrollen und gleichgeschlechtlichen Lebensweisen hin unter die Lupe zu nehmen.

Die vorliegende Broschüre stellt einen ersten Schritt in dieser Hinsicht dar. Ziel ist es, die Erfahrungen lesbischer Frauen mit arabischem und türkischem Migrationshintergrund in ihren Herkunftscommunities in Deutschland zu dokumentieren. Dabei sollen spezifische Formen von Diskriminierung und ihr Umgang damit thematisiert werden. Vor diesem Hintergrund werden Interviews mit einzelnen lesbischen Migrantinnen vorgestellt. Zum anderen soll eine Zusammenfassung von weiteren Interviews mit arabischen und türkeistämmigen Mitarbeiterinnen aus interkulturellen Einrichtungen der genannten Communities die Situation und die Haltung der Herkunftscommunities zu gleichgeschlechtlichen Lebensweisen verdeutlichen.

Eine unserer Fragestellungen lautet daher: Inwieweit ist die Herkunftscommunity bereit, sich auf der einen Seite homosexuellen Menschen und Lebensweisen zu öffnen, diese als Teile von Vielfalt zu betrachten und so die Selbstverständlichkeit ihrer Existenz zu unterstützen und auf der anderen Seite

an der eigenen Homophobie zu arbeiten? Und: Wie sieht die „Vereinslandschaft“ generell für lesbische Migrantinnen in Berlin aus?

Darüber hinaus begleitet uns die Frage, ob es neben Sexismus und Homophobie noch andere Formen der Diskriminierung gibt, mit denen sich Herkunftscommunities auseinandersetzen müssen? Was können Vereine und Gruppierungen tun, um ein ausgewogenes Spiegelbild der Community und somit legitime „SprecherInnen“ für die Belange möglichst vieler Mitglieder zu sein oder zu werden?

Durch die langjährige Erfahrung im Arbeitsbereich Lesbische Migrantinnen und Schwarze Lesben der Lesbenberatung Berlin, „LesMigraS“, wissen wir, dass es in Deutschland viele Frauen verschiedenster Herkunft gibt, die lesbische Beziehungen leben oder leben wollen. Arabische, türkische, iranische, spanischsprachige und viele andere lesbische Frauen nichtdeutscher Herkunft wenden sich an uns in der Hoffnung, Unterstützung im Umgang mit ihren spezifischen Problemen zu bekommen. Unsere Erfahrung ist, dass die Sehnsucht dieser Frauen nach Akzeptanz und Anerkennung in der eigenen Familie und Herkunftscommunity sehr groß ist. Daher möchten wir Gruppierungen und Vereine aus der Community unterstützen, sich mit bestehenden Vorurteilen gegenüber gleichgeschlechtlichen Lebensweisen auseinanderzusetzen. Das soll ihnen ermöglichen, sich auch in dieser Hinsicht noch stärker für die Belange von allen MigrantInnen und für eine demokratische und vielfältige Gesellschaft einzusetzen. Wir freuen uns, wenn diese Broschüre zum Nachdenken und Handeln anregt.

Es scheint uns wichtig, an dieser Stelle zu betonen, dass unsere Konzentration auf die türkische und arabische Community in dieser Broschüre nicht bedeuten soll, dass wir die Homophobie in unserer Gesellschaft als ein vorrangiges Problem dieser Communities bzw. von MigrantInnen verstehen würden. Uns ist bewusst, dass Homophobie ein Problem der gesamtdeutschen Gesellschaft ist. Eine Auseinandersetzung bzw. Sensibilisierung findet aber bisher nur in bestimmten Teilen der Bevölkerung statt. Im Rahmen der Arbeit an einer verstärkten Sensibilisierung für die Vielfalt menschlicher Lebensweisen und für den Blick auf diskriminierende Einstellungen sind in den letzten Jahrzehnten viele Teile unserer Gesellschaft, darunter auch die Communities von MigrantInnen, vernachlässigt worden. Ein Ziel dieser Broschüre ist es, diesem Defizit etwas entgegen zu setzen. So soll es nicht darum gehen, die Gesellschaft fälschlicherweise aufzuspalten in „die homophoben MigrantInnen“ und „die toleranten Deutschen“, sondern es soll ein Blick auf die spezifische Homophobie in MigrantInnen-Communities geworfen werden.

Wir erhoffen uns, dass diese Broschüre einige Anregungen für interkulturelle Projekte und Einrichtungen für MigrantInnen im Umgang mit der Lebensweise lesbischer Migrantinnen geben kann. Die Broschüre möchte dazu ermutigen, sich mit der Diskriminierungsproblematik lesbischer Migrantinnen auseinander zu setzen, die eigenen Positionen zu reflektieren und die Situation lesbischer Migrantinnen in den eigenen Strukturen zu verbessern.

Lesbische Lebensweise in Religion, Kultur und Familie

Die lesbische, schwule, so wie auch die transidente Lebensweise wirkt für viele Menschen aus verschiedenen kulturellen Zusammenhängen bedrohlich. Im Zusammenhang mit diesem Gefühl von Bedrohung geht es oftmals nicht nur um die Tatsache, dass sich zwei Menschen des gleichen Geschlechts lieben, sondern auch um die Vorstellung, dass Lesbischsein eine Entscheidung gegen die *eigene Religion, Kultur* und letztlich gegen *Familie* ist.

In allen großen monotheistischen Religionen dieser Welt wird Homosexualität im Grundsatz abgelehnt, sei es im Christentum, im Judentum oder im Islam. Die Religion spielt für viele Menschen in der Migration aus verschiedenen persönlichen, kulturellen, politischen und sozialen Gründen eine bedeutende Rolle. Eine genauere Beschäftigung mit der vielfältigen Bedeutung von Religion für MigrantInnen in Deutschland würde den Rahmen dieser Broschüre sprengen. Nur ein kurzer Blick auf z.B. die Politisierung des Islam soll die wichtige Rolle aufzeigen, die Religion in der Auseinandersetzung von Teilen der muslimischen MigrantInnen-Communities in Bezug auf die sexuelle Selbstbestimmung von Frauen und auf Homosexualität spielt.

Für viele muslimische Gruppierungen in der Migration (so wie im Allgemeinen in vielen muslimischen Ländern) hat seit den 70er Jahren das Festhalten an und die Betonung der ‚eigenen Kultur‘ und des Islam als eigene Religion eine zentrale Bedeutung. Diese Entwicklung speist sich sowohl aus den nationalen als auch internationalen Konflikten, in denen muslimische MigrantInnen bzw. ihre Ursprungsländer zum einen und westliche Länder zum anderen involviert sind.

In diesen Konflikten wird u. a. den Deutschen zweierlei vorgeworfen: Einerseits durch globale politische und wirtschaftliche Handlungen Armut, Leid und Zerstörung in den Herkunftsländern von MigrantInnen verursacht zu haben. Andererseits aber auch durch ausländerfeindliche und rassistische Vorstellungen und Gesellschaftsstrukturen MigrantInnen sowohl in ihrer nationalen Identität als auch in ihrer persönlichen Würde angegriffen und erniedrigt zu haben.

Die globalen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Missstände, sowie die teilweise nicht akzeptable bzw. nicht gelungene Asyl-, Migrations- und Integrationspolitik werden besonders von konservativen, religiösen Kräften missbraucht, um wiederum die eigene politisch-religiöse Macht zu bestärken und zu etablieren. Es wird versucht, eine unüberwindbare Kluft zwischen dem ‚Wir‘, d.h. den MigrantInnen, und dem ‚Ihr‘, d.h. der Mehrheitsgesellschaft, zu konstruieren und strukturell aufzubauen, eine Kluft, die ohnehin schon im deutschen Verständnis vom ‚Wir‘ und ‚Ihr‘ geschaffen und gerechtfertigt wird. Dabei ist im jeweiligen Verständnis das ‚Wir‘ die bessere und gerechtere, von der Gewalt und Arroganz der Anderen (‚Ihr‘) betroffene und bedrohte Gruppe.

Hierbei bleibt die Auseinandersetzung nicht nur bei einer einfachen Aufteilung zwischen ‚Wir‘ und ‚Ihr‘ stehen. Diese Kluft wird von Teilen der muslimischen MigrantInnen – wie auch von Teilen der deutschen Mehrheitsgesellschaft - als ein religiös-kultureller Kampf gegen die jeweils eigene Identität verstanden, in dessen Rahmen Gegenstrategien entwickelt werden müssen.

So fühlt sich ein Teil der muslimischen MigrantInnen in einem ‚ungewollten‘ Kampf gegen die westliche Gesellschaft, gegen westliche Werte und gegen die westliche Kultur. Dieser Kampf und die Betonung auf den notwendigen Schutz der eigenen religiösen und kulturellen Werte und Normen werden als Widerstand gegen Ungerechtigkeit, gegen die Zerstörung der eigenen Existenz und als Betonung der eigenen Würde verstanden. In diesem Rahmen wird versucht, in den schon

längst bestehenden Parallelgesellschaften der muslimischen Communities Teile der religiös-traditionellen Normen und Werte als unbestrittene soziale Gesetze zu etablieren.

Einer der wichtigsten Schwer- und „Brenn“punkte in dieser Auseinandersetzung wird von vielen MigrantInnen mit muslimischem Hintergrund auf die kulturellen Unterschiede in Bezug auf sexuelle Normen und die Geschlechterrollen (besonders von Frauen) in den beiden Gesellschaften gelegt. Diese Auseinandersetzung wird besonders von konservativen religiösen Kräften initiiert und immer wieder angeheizt. Als Kernaussage wird die bisher in Deutschland erkämpfte gesellschaftliche und sexuelle Selbstbestimmung von Frauen, darunter auch die gleichgeschlechtliche Lebensweise, als eine der wichtigsten kulturellen Angriffe des Westens auf die eigene Kultur und Religion dargestellt.

Hierbei spielt auch die Haltung des Islam zu Homosexualität und zur Frage sexueller Freiheiten, insbesondere von Frauen, eine sehr wichtige Rolle. Diese Haltung ist ablehnend und ausgrenzend (mehr dazu in www.lesmigras.de). Bis zu diesem Zeitpunkt haben islamische Theologie und muslimische Gemeinden keine bekannte kritische Auseinandersetzung mit solchen grundsätzlichen Haltungen begonnen. Stattdessen wurden diese Haltungen und Meinungen bestätigt und bekräftigt.

Vor diesem Hintergrund und durch die Politisierung des Islam glauben viele, dass das Streben von Frauen nach sexueller Freiheit und Selbstbestimmung ein zentraler Ausdruck der „Verdorbenheit“ des Westens sei. So wird Frauen aus der eigenen Gemeinschaft, die sich für eine lesbische Lebensweise entscheiden, vorgeworfen, dass sie sich dadurch von der Familie, den gewachsenen Familienstrukturen und der Gemeinschaft abwenden. Darüber hinaus werden sie auch zum Symbol von Individualisierung, Sexualisierung und Entfremdung gegenüber der eigenen Religion, Kultur und Community gemacht.

Diese Haltung, die jahrelang in verschiedensten Zusammenhängen von MigrantInnen, politischen Gruppierungen und Medien von MigrantInnen subtil oder offensiv Unterstützung gefunden hat, verstärkt die bestehende Gewalt an Lesben, Schwulen und an Frauen. Zu diesen Gewaltformen zählen auch die Frauenmorde (so genannte Ehrenmorde), Zwangsverheiratungen und arrangierte Ehen von Frauen, Lesben und Schwulen.

Die Arbeitsmigrationsbewegung der sechziger und siebziger Jahre fand zeitnah zum Anfang der großen Bewegungen für (sexuelle) Freiheit und Selbstbestimmung in Deutschland statt. Die Ideen von Freiheit, Selbstbestimmung und Autonomie im Zusammenhang mit der geschlechtspolitischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Situation von Frauen begrenzten sich zu diesem Zeitpunkt aber keineswegs auf die deutschen bzw. europäischen Gesellschaften.

Gerade in den sechziger und siebziger Jahren gab es in den Ländern der ersten ArbeitsmigrantInnen, d.h. in der Türkei, Griechenland und Spanien eine breite (Frauen-) Bewegung für die Emanzipation der Frauen und die Aufwertung ihrer Stellung in Gesellschaft und Familie.

Eine Palette von Forderungen wie nach einem Recht auf Bildung, einer Verbesserung der sozialen und ökonomischen Rechte auf gesetzlicher Basis bis hin zur Forderung nach einem Recht auf Abtreibung gehörte zur Tagesordnung dieser Bewegungen.

Es gab bürgerliche und alternative Bewegungen, deren Ziel die gesellschaftliche Anerkennung von Frauen als Individuen mit gleichen Rechten wie die von Männern sowie die Bekämpfung der Reduktion ihrer Persönlichkeit allein auf die akzeptierten Rollenbilder Mutter, Ehefrau oder Schwester bestand. Die Bekämpfung der Menschenrechtsverletzungen von Frauen sowie die Bekämpfung von Gewalt in der Familie waren wichtige Bestandteile dieser Auseinandersetzungen.

Auch wenn diese Bewegungen sich im Allgemeinen auf die großen Städte konzentriert haben, haben dörfliche Frauen und Männer auf verschiedene Art und Weise an den Auseinandersetzungen teilgenommen, so gab es durchaus Solidarität und gemeinsame Aktivitäten von Frauen aus den Großstädten und Frauen aus den dörflichen Gegenden. Werte und Ideen wurden ausgetauscht und neue Haltungen zur Stellung der Frauen entwickelt. Auch wenn sich die deutsche Regierung aus Kosten-, Arbeits- bzw. migrationspolitischen Gründen hauptsächlich für ArbeitsmigrantInnen dörflicher Herkunft entschieden hat, waren die Hoffnung auf Selbstbestimmung und Selbstbehauptung kein fremder Gedanke für viele der migrierten Frauen. Es gab zahlreiche Arbeitsmigrantinnen, die trotz bestehender Vorbehalte und trotz der Ablehnung ihrer patriarchal strukturierten Familien alleine in die Migration gekommen waren um ihre Situation zu verbessern. Viele davon kamen mit großer Hoffnung auf mehr Freiheit, Autonomie, gesellschaftliche Teilhabe, Emanzipation und Selbstbestimmung.

Zusammengefasst gab es zeitnah zur Arbeitsmigrationsbewegung und zur StudentInnenbewegung der 68-er sowohl in den Heimatländern als auch unter den MigrantInnen in Deutschland ähnliche Auseinandersetzungen, die auf Emanzipation und Selbstbestimmung von Frauen abzielten. Viele Migrantinnen setzten viel Hoffnung in diese Bewegungen.

Dennoch hat es sich sowohl die deutsche Frauenbewegung als auch die deutsche Politik und Öffentlichkeit nur marginal zur Aufgabe gemacht, diese Impulse und Bemühungen zu unterstützen. Ebenso wenig wurde beachtet, dass sich beispielsweise innerhalb einiger Teile der muslimisch orientierten MigrantInnen-Communities seit den 80-er Jahren eine undemokratische, politische und kulturelle Gegenbewegung entwickelte.

Diese Unachtsamkeit und unsolidarische Haltung äußert sich in einer Politik, die nicht auf die Selbstbestimmung von MigrantInnen setzte, sondern vermutlich eher die Radikalisierung der Arbeiterbewegung befürchtet und diese zu vermeiden versuchte. Eine Politik, die sich stattdessen Jahre später darüber wundert, warum „Menschen in die Arbeitsmigration gekommen sind, obwohl nur Arbeiter gerufen worden waren“. Eine Politik, bei der auch die immer aufs neue unreflektierte eigene Frauenfeindlichkeit und Homophobie eine Rolle spielt. Erst in jüngster Zeit gibt es u.a. im Rahmen der Auseinandersetzungen mit der Antidiskriminierungsrichtlinie der europäischen Union und der Durchsetzung des AGG (Allgemeines Gleichbehandlungsgesetzes) einige hoffnungsvolle Impulse.

Die Folgen dieser Versäumnisse sind schwerwiegend. Ein Teil der ArbeitsmigrantInnen konnte so kaum ein demokratisches Verständnis von Freiheit und Selbstbestimmung in Bezug auf sexuelle Normen und Geschlechtsrollenbilder entwickeln. Zudem wurde der bereits existierende bzw. entstehende Widerstand gegen diese konservativen Tendenzen in MigrantInnen-Communities nicht unterstützt. Stattdessen verhärtete sich die Wahrnehmung von Frauenfeindlichkeit und Homophobie in MigrantInnen-Zusammenhängen als die einer allgemeinen kulturellen und religiösen Eigenschaft von MigrantInnen, welche zudem nicht verändert werden kann und darf.

Dies führte dazu, dass die politische und kulturelle Entwicklung der MigrantInnen-Communities (aus muslimischen Ländern) ca. 50 Jahre lang vorrangig konservativen bzw. religiösen Kräften überlassen wurde.

Immer noch scheint in den Medien von MigrantInnen aus muslimischen Ländern eine Angst davor zu bestehen, die zum Teil katastrophale Situation von Frauen mit Migrationshintergrund zu thematisieren und reale Veränderungsmöglichkeiten zu fördern. Homosexualität, sexuelle Selbstbestimmung und überhaupt das Thema Selbstbestimmung von Frauen und Mädchen ist in

den Medien von MigrantInnen, sogar unter Frauen, immer noch weitgehend tabuisiert. Medien und Politik der deutschen Mehrheitsgesellschaft beschäftigen sich noch immer überwiegend in rein skandalträchtigen Zusammenhängen wie z. B. bei Frauenmorden mit diesem Thema - und dies sehr häufig in aktionistischer bzw. reaktionärer Art und Weise.

Einrichtungen von MigrantInnen wagen es oftmals nicht, sich von der oben beschriebenen Haltung öffentlich zu distanzieren, um in ihrer politischen, sozialen und kulturellen Arbeit ein menschenrechtsorientiertes Verständnis und eine entsprechend offene Haltung zu Sexualität und Selbstbestimmung zu entwickeln und zu vertreten.

Trotz der Macht des (politischen) Islam und trotz fehlender politischer und sozialer Strategien zur Bekämpfung der homophoben Haltung von muslimischen Communities erfahren Lesben und Schwule von vielen muslimischen Menschen dennoch Respekt. Dies ist vor allem dem Engagement vieler Lesben und Schwuler - besonders von Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund - und ihren Organisationen, vielen einzelnen MigrantInnen sowie einigen Einrichtungen und Verbänden von MigrantInnen zu danken, die sich für eine demokratische Gesellschaft und gegen Diskriminierung einsetzen. Dieses Engagement muss stärker von Politik und Öffentlichkeit gefördert werden.

Um die Diskriminierung von Frauen, Lesben, Schwulen und Transidenten zu bekämpfen, sind Politik und Gesellschaft in der Pflicht, mehr zu tun. So sollten z. B. muslimische (aber auch christliche Gemeinden!) verstärkt dazu bewegt werden, öffentlich zum Einsatz für die Rechte von Frauen, Lesben, Schwulen Stellung zu beziehen.

Dazu sollten NGO`s, darunter auch MigrantInnenorganisationen sowie interkulturelle Einrichtungen, in die Pflicht genommen bzw. gefördert werden, sich im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem AGG/Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz mit den Grundsätzen einer menschenrechtsbezogenen sozialen und kulturellen Arbeit auseinanderzusetzen, eigene Positionen diesbezüglich zu reflektieren und die Situation lesbischer und schwuler MigrantInnen in den eigenen Strukturen zu verbessern.

Unterschiedliche Lebensformen müssen sichtbar gemacht werden und Gruppierungen, die sich für sexuelle Selbstbestimmung engagieren, gefördert und gegenüber Angriffen religiöser Gemeinden und konservativer Kräfte geschützt werden.

Der zentrale Schritt in dieser Hinsicht ist die Arbeit an einem Konzept zur Bekämpfung von Diskriminierung und Gewalt in MigrantInnen-Communities. Um in einem solchen Konzept Polarisierung, Rassismus und Kulturdominanz zu vermeiden und bestehende Ressourcen und Potentiale innerhalb der Communities zu nutzen, sollten diejenigen, die dieses entwickeln und vorantreiben, selbst Teil dieser Communities sein.

Familie und Outing

In jeder Gesellschaft kommt der Familie die Funktion zu, ihren Mitgliedern gesellschaftliche Werte und Normen zu vermitteln. Die Eltern und Elterngenerationen sehen es häufig als eine ihrer Hauptaufgaben an, die kulturell definierte gesellschaftliche und sexuelle Rolle von Frauen und Mädchen – und ebenso die entsprechende männliche – an die jüngere Generation weiter zu geben. Unabhängig vom kulturellen Hintergrund (deutsch oder mit Migrationshintergrund) ist die Wahrscheinlichkeit, dass Eltern sich über die Hinwendung ihres Kindes zum gleichen Geschlecht freuen, eher gering.

Für Eltern mit Migrationshintergrund löst die Homosexualität der Tochter auf besondere Art und Weise die Befürchtung aus, kulturspezifische Werte nicht richtig an die nächste Generation vermittelt zu haben. Die lesbische Lebensweise wird zumeist als Verrat an der Herkunftskultur betrachtet. Die negativen Reaktionen der Eltern reichen von Verständnislosigkeit über psychischem und/oder physischem Druck auf das Kind, z. B. eine heterosexuelle Beziehung einzugehen bis hin zum Familienausschluss bzw. Lebensdrohung.

Mit diesen weit reichenden Konsequenzen zu leben, ist für viele lesbische Frauen schwer erträglich. Auch wenn viele lesbische Migrantinnen sich immer wieder mit dem Gedanken beschäftigen, den Kontakt zur Familie abubrechen, realisieren sie diesen Impuls letztendlich nur in seltenen Fällen.

Gerade wegen des Mangels an anderen stabilen Bindungen in der europäischen Dominanzgesellschaft besitzt die Herkunftsfamilie für viele MigrantInnen eine große Bedeutung. Dies gilt insbesondere in Bezug auf die persönliche, soziale und kulturelle Identitätsentwicklung. Auch wenn der Vorwurf der deutschen Gesellschaft an MigrantInnen-Communities darin besteht, sie würden ihre Kinder daran hindern, individuelle Lebensformen zu entwickeln, finden diese Kinder häufig nirgendwo sonst so viel Individualität wie in der Herkunftsfamilie. Der Türke oder die Türkin, auf den oder die niemand aus der Mehrheitsgesellschaft stolz ist und von dem oder der niemand etwas erwartet, wird in der Familie zu Ahmet oder Cihan. Sie werden zu Personen, die einen Namen haben, die besondere Aufgaben erfüllen und in die Familie und Community viel Hoffnung und Erwartungen setzen. Das heißt, dass sie in ihrer Familie und Community neben vielen Pflichten und Bindungen eine Persönlichkeit besitzen. Nicht zuletzt dies ermöglicht ihnen die Einnahme einer aktiven Rolle in der Familie und in der Community. Sie sollen etwas gestalten, fortführen, aufbauen. Die Zukunft der Familie liegt in ihren Händen. Sie sind ein Teil dieser Community, gehören selbstverständlich dazu und sind im Allgemeinen warmherzig willkommen. So bietet der familiäre Raum Schutz vor Rassismus und Vereinzelung und ist der Ort, an dem gerade Kinder der zweiten und dritten Generation eine persönliche und kulturelle Identität entwickeln können.

Neben diesen Facetten besteht die Bedeutung der Herkunftsfamilie auch noch auf vielen anderen Ebenen, wie z. B. den folgenden:

- Eltern und Geschwister fungieren häufig als Brücke zur weiteren Familie in der Migration und insbesondere im kulturellen Heimatland.
- Das Sprechen und der Austausch in der Muttersprache sowie die Teilnahme an kulturell geprägten festlichen Zeremonien, in deren Rahmen sich (lesbische) Migrantinnen oft am meisten zu Hause fühlen, hat für sie einen großen identitätsstiftenden Wert.
- Viele lesbische Migrantinnen fühlen sich, wie ganz allgemein die junge Generation von Menschen mit Migrationshintergrund, politisch und sozial verpflichtet, die Eltern, die inzwischen alt und/oder krank sind und die tagtäglich mit dem Rassismus der Gesamtgesellschaft konfrontiert sind, zur Seite zu stehen und sie zu unterstützen.

- Gemeinsame politische Kämpfe in der Vergangenheit und der Gegenwart gegen undemokratische Regierungen der Heimatländer sind oftmals die Grundlage für ein starkes Gefühl von Verbundenheit.

Ein Blick auf einige Protokolle aus Beratungssitzungen, die im nächsten Kapitel dieser Broschüre abgedruckt sind, beleuchtet ausführlich die emotionale und persönliche Bedeutung der Familie für einzelne Familienmitglieder aus MigrantInnen-Communities.

Neben den genannten Barrieren gehen Migrantinnen, die entscheiden, sich aus der Community ihrer Eltern zu lösen und sich, indem sie offen lesbisch leben, gegen die herrschenden Normen und Erwartungen zu stellen, eine weitere Gefahr ein. Sie riskieren nicht nur die eigene Integrität sondern vor allem auch die der Eltern innerhalb der MigrantInnengemeinschaft ernsthaft zu verunsichern. Die daraus resultierenden negativen Konsequenzen haben tiefgreifende Auswirkungen.

Viele lesbische Migrantinnen leben aus diesen Gründen ein Doppelleben: Sie verbergen in ihren Familien, kulturellen Bezügen und in ihrer kulturellen Gemeinschaft alles, was mit ihrer lesbischen Lebensweise zu tun hat. Dies bedeutet zumeist eine große Belastung und beeinträchtigt sie in der Gestaltung ihrer sexuellen, sozialen und kulturellen Interessen und Bedürfnisse.

Die lesbische Lebensweise wirkt dadurch für viele lesbische Migrantinnen wie eine Sackgasse. Einerseits bedeutet ein Bruch mit der Familie häufig einen Bruch mit der gesamten Herkunfts-Community und der Bruch mit der Herkunfts-Community einen verstellten Zugang zu einem großen Teil der eigenen Identität. Eine Trennung bzw. Abwendung von der eigenen Community stellt somit für lesbische Frauen mit Migrationshintergrund meist die letzte Option dar; meist keine, die für sie realisierbar wäre. Doch auch ein „Doppelleben“, in dem alle Bereiche der lesbischen Identität vor Familie und Community verheimlicht werden, bringt eine hohe psychische Belastung mit sich und bedeutet eine immense Beschneidung in der Möglichkeit sich zu entwickeln.

Auch für viele Eltern steht das Wohlergehen des Kindes an erster Stelle. Auch für sie ist die Abwendung von der eigenen Tochter die letzte Möglichkeit. Sie wollen verstehen, warum ihr Kind „so“ geworden ist und haben viele Fragen und Vermutungen in Bezug auf Homosexualität. Der Schritt, eine Beratungsstelle aufzusuchen, fällt dennoch nicht leicht. Es gibt zurzeit wenig Anlaufstellen, in denen Familienarbeit zum Thema Homosexualität aus der Perspektive von Minderheiten angeboten wird und die somit einen Ort darstellen, wo sich Familien, Frauen, Mütter und Väter mit Migrationshintergrund Unterstützung holen können und die auf ihre spezifischen Fragen eingehen.

Viele lesbische Migrantinnen, die in solchen Sackgassen stecken geblieben sind, setzen sich über Jahre geduldig und in kleinen Schritten, mit den kulturellen Normen der Familie auseinander; mit dem Ziel, die eigene Herkunftskultur zu verändern und Anerkennung und Spielräume zu gewinnen, ohne die Familie verlieren zu müssen. Hierbei sehen sie ihre Herkunftsfamilie als einem integralen Bestandteil ihres Selbsts, den es nicht gilt abzustoßen sondern zu verändern und zu entwickeln. Mit diesem Anliegen sind sie aber meist alleingelassen: Alleingelassen von Politik, Öffentlichkeit und kulturspezifischen und psychosozialen Einrichtungen, darunter auch von der Öffentlichkeit und Einrichtungen von und für MigrantInnen.

Statt sich unterstützt zu wissen, müssen lesbische Migrantinnen mit den gegenseitigen Vorwürfen der deutschen Politik und Öffentlichkeit und der MigrantInnen-Communities zurechtkommen. Dabei werden sie einerseits von der deutschen Öffentlichkeit, von Politik und psychosozialen Einrichtungen kritisiert, warum sie sich nicht von der Familie gelöst und sich nicht gegen die Homophobie der

eigenen Community öffentlich-politisch engagiert haben. Andererseits werden sie aber parallel von MigrantInnen-Communities kritisiert, warum sie sich zu so einem nebensächlichen bzw. fragwürdigen Thema öffentlich engagieren und dadurch die kulturelle Identität sowie den Zusammenhalt der Familie und Community gefährden.

Zu diesem enormen Druck kommt oftmals der Faktor Religion noch hinzu. Lesbische Migrantinnen, die ihren persönlichen Bezug zur Religion durch ihre Lebensweise nicht in Frage gestellt sehen, haben so mit einer weiteren Dimension von Diskriminierung zu kämpfen, nämlich mit den Vorurteilen der Dominanzgesellschaft einem nicht-christlichen Glauben gegenüber.

Diskriminierung lesbischer Migrantinnen in MigrantInnenprojekten und interkulturellen Organisationen

Migrantinnen und Migranten haben sich in vielen Ländern Europas in vielfachen psychosozialen und kulturspezifischen Einrichtungen und Gruppen organisiert und Netzwerke geschaffen, in denen Kultur, Beratung und Unterstützung angeboten wird. Diese Community-Einrichtungen von und für MigrantInnen sind für das soziale Leben für Menschen in der Migration von großer Bedeutung. Sie übernehmen oftmals verschiedene Funktionen.

Eine der wichtigsten Funktionen dieser Organisationen, neben der Bearbeitung der Erfahrungen und Geschehnisse in den Heimatländern sowie Erfahrungen von Flucht, besteht in der Unterstützung beim Integrationsprozess in die deutsche Gesellschaft. Dies heißt unter anderem eine Unterstützung bei der Entwicklung und Gestaltung des Lebens in der neuen Gesellschaft. Hierbei spielen sie eine Brückenfunktion zwischen Herkunftsland und deutscher Gesellschaft, zwischen Herkunfts- und neuer Kultur, Sprache usw. Ein wichtiger Teil dieser Arbeit besteht aus individueller, familiärer und auf die Community bezogener Unterstützung bei der Bewältigung von Spannungsfeldern zwischen bisherigen persönlichen und kulturellen Identitäten und Lebensweisen und neuen Impulsen und Entwicklungen.

Hierbei haben lesbische Migrantinnen auch das Bedürfnis Orte zu haben, die ihnen die Möglichkeit bieten können, sich mit Frauen mit ähnlichen kulturellen Hintergründen und Lebensentwürfen auszutauschen, Identität zu bestärken, sich zu unterstützen und Vorbilder zu schaffen. Sie brauchen Rahmenbedingungen und Angebote, die sie unterstützen können, Erfahrungen von rassistischen, homophoben und frauenfeindlichen Ausgrenzungen und Diskriminierungen zu verarbeiten. Orte, die ihnen ermöglichen, in Bezug auf ihre persönlichen und gesellschaftlichen Interessen und die Entscheidung für ihre lesbische Lebensweise mit ihren Eltern ins Gespräch und zu einer Verständigung zu kommen.

Lesbische Migrantinnen machen mit Projekten für MigrantInnen bzw. interkulturellen Projekten, welche sie wegen einer Beratung oder Veranstaltung aufsuchen, aber immer wieder die Erfahrung, dass dort große Vorbehalte gegenüber Homosexuellen und eine große Unwissenheit gegenüber gleichgeschlechtlichen Lebensweisen herrschen. Sie machen die Erfahrung, in Organisationen von MigrantInnen nicht als Lesben akzeptiert zu werden. Sie stoßen auf große Ablehnung bzw. Ignoranz seitens der SozialarbeiterInnen und anderer MitarbeiterInnen. Diese Diskriminierungserfahrungen hindern sie oftmals daran, eine MigrantInnen-Einrichtung aufzusuchen, um für sich oder die Familie bei der Auseinandersetzung mit ihrer Situation sowie Diskriminierungserfahrungen in der Familie und in der Gesamtgesellschaft Unterstützung zu suchen.

Ähnlich geht es auch vielen Eltern lesbischer Migrantinnen. Die Arbeit von LesMigraS hat gezeigt, dass viele Eltern lesbischer Töchter sich große Mühe geben, die Entscheidung ihres Kindes zu verstehen und sich eine Person aus dem Umfeld wünschen, an die sie sich vertrauensvoll mit ihren Sorgen und Ängsten wenden können. Nicht selten streben sie ein Verhältnis der Annäherung an.

Die meisten Communities mit ihren momentanen Schwerpunkten können dies nicht leisten. Einrichtungen der Community und insbesondere Fraueneinrichtungen senden selten Signale an Eltern, dass diese offen über ihre Familiensituation diesbezüglich reden können. Es gibt keine offene Auseinandersetzung, kein allgemeines Verständnis von der Selbstverständlichkeit alternativer bzw. gleichgeschlechtlicher Lebensweisen.

So bietet die Haltung der Community-Einrichtungen zu gleichgeschlechtlichen Lebensweisen auch Eltern keine unterstützende Möglichkeit, sich mit der Lebensweise ihrer Kinder auseinander zu setzen, diese zu verstehen und akzeptierende Handlungsalternativen zu entwickeln.

Community-Einrichtungen von und für Migrantinnen übernehmen oftmals nicht nur eine Brückenfunktion zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft, sondern sind auch Orte, in denen verschiedene Menschen aus dem gleichen „Kulturkreis“ aufeinander treffen und somit die Verschiedenheit innerhalb der Community beleben.

Der Austausch über verschiedene Lebensmodelle unter Angehörigen der gleichen Community ist wichtig, damit Community-Strukturen nicht erstarren und den Anforderungen einer pluralistischen Gesellschaft mit einer die eigene Herkunft berücksichtigenden Haltung begegnet werden kann. Die Aufgabe von Community-Einrichtungen ist es daher, nicht nur Einzelfallarbeit zu leisten, sondern die Familie und die Community für verschiedene Themen zu sensibilisieren und damit auf die Lebensumstände so vieler Menschen wie möglich einzugehen, so dass einzelne nicht aus dem Netz der Community fallen.

Zurzeit gibt es nur wenige Community-Einrichtungen, die sich für das Recht auf Verschiedenheit und Diversität in ihren Communities einsetzen. Beispielsweise stecken viele MigrantInnenprojekte ihre Kraft ausschließlich in die Bekämpfung von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, nicht jedoch in eine Auseinandersetzung mit anderen Arten von Diskriminierung und Gewalt, wie sie z.B. Migrantinnen aufgrund ihres Geschlechtes bzw. lesbischer Lebensweise erleben. Das bedeutet, dass Frauen im Allgemeinen und insbesondere lesbische Migrantinnen kaum Unterstützung im Umgang mit Erfahrungen von Sexismus und Homophobie erfahren. Sowohl sexuelle Selbstbestimmung als auch Homosexualität werden in Einrichtungen von MigrantInnen immer noch weitgehend tabuisiert und nicht offensiv und systematisch als Menschenrechte von Frauen verteidigt und thematisiert.

Lesbische MigrantInnen und die Auseinandersetzung mit ihren Rechten bzw. ihren Diskriminierungserfahrungen werden in MigrantInnenprojekten eher als den Lesben-/Schwulenprojekten zugehörig betrachtet, die für die Belange lesbischer Frauen im Allgemeinen zuständig seien. Ähnliches geschieht aber auch auf Seiten der Lesben-Community. Viele Lesbenprojekte haben bis heute nicht daran gearbeitet, eine Politik der Begegnung und Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Lebensformen, wie ethnisch-kulturellen Lebensweisen zu suchen und zu entwickeln. Auch die lesbisch-schwule Subkultur ist von Werten der Dominanzkultur geprägt. Dies führt auch unter Lesben und Schwulen zu Vorurteilen und Ausgrenzungen gegenüber Menschen mit anderer Herkunft und Kultur als der eigenen: Rassismus und Kulturdominanz sind auch hier häufig anzutreffen.

Diese fatale Situation führt nicht nur zu einer Verschiebung und Ablehnung von Verantwortlichkeit der verschiedenen Communities auf beiden Seiten, sondern macht es lesbischen Migrantinnen unmöglich ein Zuhause zu finden, in dem Diskriminierung und Gewalt keinen Zugang haben.

Zudem hat dies tiefgreifende Folgen für die Identitätsbildung, das psychische Wohlbefinden und die Gesundheit sowie die soziale Einbindung von einem Teil der Frauen mit Migrationshintergrund.

Protokolle aus der Beratungsarbeit

Die Arbeit von LesMigraS bezieht sich schon immer auch auf die Unterstützung der gesamten Familie bei Fragen zur gleichgeschlechtlichen Lebensweise. Hier können Frauen mit Migrationshintergrund Unterstützung finden, unter anderen auch um die Familiensituation zu verbessern.

Die vorliegenden Dokumentationen begrenzen sich auf Besucherinnen und Klientinnen türkischer Herkunft unserer Einrichtung. Wir haben uns für die Beschreibung dieser Besucherinnen entschieden, weil lesbische Migrantinnen türkischer Herkunft bzw. deren Mütter die meisten Beratungsfälle unserer Arbeit ausmachen. Es wurden mit den einzelnen Frauen jeweils mehrere Beratungssitzungen durchgeführt. In den beschriebenen Fällen sind die jungen Frauen in Deutschland geboren und hier aufgewachsen. Ihre Eltern sind so genannte „Gastarbeiter“, die sich für dieses Land als Lebensort entschieden haben. Uns stehen nur teilweise Informationen über den konkreten Migrationsablauf, die heutige Klassenzugehörigkeit bzw. Arbeitssituation dieser Eltern zu Verfügung. Von daher ist jeder Fall ein Fall für sich und nicht zu verallgemeinern. Trotzdem wiederholen sich einige Aspekte des Umgangs mit der eigenen gleichgeschlechtlichen Lebensweise sowie auch der von nahen Verwandten in vielen Fällen und markieren damit bestimmte Tendenzen.

Frau Emine*

Frau Emine kam an einem Sommertag ohne einen Termin zum ersten Mal zu uns und fragte nach einem Gespräch. Eine Woche später suchte sie uns dann noch einmal auf. Sie ist Mitte 40, arbeitet in einem kleinen Unternehmen. Sie ist als junge Frau nach Berlin gekommen, um zu arbeiten: „Viele Familienmitglieder waren schon vor mir hier.“ Ihr Mann war einer aus der Verwandtschaft. Sie hat zwei Kinder: Eine Tochter und einen Sohn.

Wegen ihrer Tochter T. kam sie zur Beratung. Diese ist Studentin und wohnt noch mit der Mutter und dem Bruder zu Hause. Frau Emine schilderte mir, dass sie ihre Tochter über alles liebt und dass sie versuchen möchte, sie zu verstehen. Zu verstehen, warum sie sich für eine Beziehung mit einer Frau entschieden hat. Sie hatte Fragen an mich: Ob meiner Meinung nach diese Entscheidung eine endgültige Entscheidung sei, ob diese Entscheidung mit ihr und mit der Familie zu tun habe und wie die Zukunft aussehen würde.

Anfangs suchte sie nach den Fehlern, die sie und ihr Ex-Mann begangen haben könnten und die eine Ursache für die Liebe ihrer Tochter zu Frauen sein könnten. Sie beschrieb mir, dass ihr Mann sehr häufig abwesend gewesen sei. Er habe keine respektvolle Beziehung zu ihr gehabt, war manchmal auch „sehr nervös“ und habe sie auch geschlagen. Den Kindern gegenüber sei er ein netter Vater gewesen, Zeit für sie habe er trotzdem nicht gehabt. Frau Emine fragte sich, ob diese Abwesenheit, ob die gleichgültige und teilweise gewalttätige Beziehung ihres Mannes zu ihr für die Entscheidung ihrer Tochter verantwortlich sei. Ob diese Entscheidung eine grundsätzliche Entscheidung gegen Männer sei? Ebenso beschäftigte sie, ob die Entscheidung ihrer Tochter eine Entscheidung gegen den Vater und für die Mutter sei. Sie beschrieb ihre eigene Beziehung zu ihrer Tochter als enge und sehr freundschaftliche und liebevolle Beziehung. Sie fragte sich, ob ihre Tochter sich durch ihre Entscheidung sozusagen tatkräftig mit ihr solidarisiert hätte.

Ihre andere Frage war, ob ihre Tochter ohne einen Mann überhaupt glücklich werden könnte. Dabei beschäftigte sie sich mit vielen Aspekten einer nicht heterosexuellen Beziehung. Es ging dabei

um ganz praktische Sachen, z. B. wer ihre Wohnung denn renovieren oder die elektronischen Haushaltsgeräte reparieren würde. Aber auch darum, wie lange eine solche Beziehung halten könne und wie es sei, wenn es nur eine Phase sei? Wenn ihre Tochter später bzw. zu spät merke, dass sie doch eine Beziehung zu einem Mann haben wolle? Sie würde dann, wenn sie älter sei und wegen ihrer vorhergehenden lesbischen Beziehung einen schlechten Ruf in der Familie habe, keinen guten Mann mehr finden.

Eine wichtige Frage in Bezug auf das Glück ihrer Tochter war die Sorge der Mutter bezüglich der Reaktion der Familie und Verwandtschaft auf ihre Lebensweise. Obwohl sie immer wieder betonte, dass sie hinter ihrer Tochter stehe, deren Beziehung respektiere und versuche dafür zu sorgen, dass die ganze Familie diese respektvoll behandle, mache sie sich Sorgen, ob die Tochter in der Familie nicht isoliert und verurteilt werden würde.

„Man versteht das bei uns nicht.“

Frau Emine war sich sicher, dass die Familie diese Lebensweise nicht mit Begeisterung annehmen würde und dass sie tatsächlich Schwierigkeiten bekommen würden. Sie kannte einige Frauen und Männer in der Verwandtschaft, die sie gebildet und aufgeklärt fand. Eine Unterstützung von ihnen konnte sie sich aber trotzdem nicht richtig vorstellen.

„Das ist ein Tabu bei uns.“

Sie war sich sicher, dass es in der Familie und Verwandtschaft einige andere junge Lesben gäbe, die aber ihre Beziehungen aus Angst vor der Familie verheimlichen würden.

Frau Emine hatte in der zweiten Sitzung sehr viel Verständnis für ihre Tochter. Sie fühlte sich ihr gegenüber solidarisch und versuchte sogar, sich in ihre Gefühle hinein zu versetzen.

„Ich war auch nie verliebt in meinen Mann. Vielleicht wäre ich auch mit einer Frau glücklicher gewesen. Vielleicht bin ich auch lesbisch. Wer weiß das.“

Sie nahm sich am Ende der zweiten Sitzung fest vor, mit ihren Schwestern über die Lebensweise ihrer Tochter zu sprechen. Und dass sie ihrer Tochter ihre volle Unterstützung geben würde.

„Es wird nicht einfach sein, aber sie werden sich damit abfinden.“

* Name geändert

Frau Meryem*

Frau Meryem nahm insgesamt fünfmal unsere Beratungsangebote wahr. Drei dieser Sitzungen fanden im Jahre 2005 statt und die anderen zwei Sitzungen nach einer Unterbrechung im Jahre 2006. Sie war in dieser Zeit 21 Jahre alt und machte eine Ausbildung. Sie wurde von einer Erzieherin motiviert uns aufzusuchen, um sich bezüglich ihrer sexuellen Identität beraten zu lassen.

Frau Meryem verurteilte sich selbst stark wegen ihrer Lebensweise. Sie machte sich aus verschiedenen Gründen Vorwürfe. Zum einen, weil sie eine Beziehung zu Männern ablehnte, obwohl sie bis jetzt keine sexuelle und nahe Liebesbeziehung zu einem Mann gelebt hatte. Zum anderen bezüglich ihrer Interessen an der Transgender-Option: Frau Meryem hatte Lust, sich manchmal „weiblich“ und manchmal „männlich“ anzuziehen. Sie sagte in der ersten Sitzung:

„Ich bin nicht so glücklich mit mir. Ich mache alles, was ich will. Denke dabei nicht an meine Eltern. Sie sind immer so gut zu mir. Und ich? Ich frage mich, ob ich tatsächlich nicht psychisch krank bin. Warum kann ich nicht entscheiden, was ich will? Manchmal möchte ich mich weiblich anziehen, manchmal männlich. Vielleicht wird alles besser, wenn ich eine Therapie mache und ich kann dann sogar heiraten. Dann muss ich meine Eltern nicht so quälen.“

Frau Meryem war Ende 2003, ca. zwei Jahre bevor sie bei uns in der Beratung war, von zuhause ausgezogen und wohnte inzwischen mit ihrer Freundin zusammen. Die Enttäuschung der Eltern von ihr und ihrer Lebensweise, welche diese ablehnten, quälte sie aber jeden Tag und stand teilweise zwischen Frau Meryem und ihrer Freundin. Sie liebte ihre Eltern über alles und fühlte sich ihnen gegenüber verpflichtet und schuldig. Dazu sagte sie in der vorletzten Sitzung:

„Meine Eltern sind wie Engel. Sie haben mir alles gegeben, was ich in meinem Leben brauchte. Sie haben sich für uns Kinder geopfert. Sie haben für sich selbst nicht gelebt. Sie haben immer für uns und ihre eigenen Eltern gelebt. Sie haben mir z. B. alles, was ich mir zum Anziehen gewünscht habe, gekauft, obwohl sie selber nichts Richtiges zum Anziehen hatten. Ich dürfte ihnen nicht so den Rücken zuwenden und nur mein Leben leben. Gerade jetzt, da sie älter geworden sind und mich brauchen. Ich kann nicht weg gehen. Ich darf nicht einfach das machen, was ich will und so tun, als ob es sie nicht gäbe.“

Sie sprach in den Sitzungen sehr häufig von ihren Eltern als Engeln, die sich in schwierigen Zeiten für sie eingesetzt und ihr ihre Liebe und Aufmerksamkeit geschenkt haben. Sie fühlte sich, als habe sie ihre Eltern durch ihre Lebensweise sowie dadurch, dass sie diese verlassen habe und weggegangen sei, verraten. Sie beschrieb in mehreren Sitzungen dieses Gefühl von Verrat.

Um diese „Schuld“ los zu werden und den Eltern näher zu kommen, war Frau Meryem bereit, gegen ihre Gefühle zu handeln und sich notfalls zu dem zu zwingen, was sie freiwillig nie tun wollte. So sagte sie in der letzten Sitzung:

„Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Ich war nie mit einem Mann zusammen. Ich habe mich nur in Frauen verliebt. War nur mit Frauen zusammen. Warum kann ich es nicht mal mit Männern nur ausprobieren? Vielleicht würde es klappen. So würde auch meine Familie glücklich werden. Aber ich schaffe es nicht. Das habe ich mir häufiger vorgenommen, aber nie hingekriegt, nie geschafft. Mein Körper will es nicht. Ich werde einmal die Augen zu machen und mit einem Mann schlafen. Das muss ich versuchen.“

* Name geändert

Frau Necla*

Frau Necla hat uns im Jahre 2007 aufgesucht und insgesamt drei Beratungssitzungen wahrgenommen. Zum Zeitpunkt der Beratung war sie Anfang zwanzig, Studentin und wohnte mit ihren Eltern und ihrem Bruder zusammen. Ihr Anliegen war es, mit uns über ihre Mutter zu sprechen. Sie suchte Rat, wie sie mit der Haltung ihrer Mutter zu ihrem lesbischen Leben umgehen kann und wollte wissen, ob wir bereit wären ihre Mutter in einem Beratungsgespräch über lesbische Lebensweisen aufzuklären.

Frau Necla hatte sich auf einer Reise im Jahre 2006 in eine andere türkeistämmige junge Studentin verliebt und lebt seither mit ihr in einer Fernbeziehung. Im Gegensatz zu ihrer Freundin erzählte Frau Necla schon ziemlich zu Beginn ihren Eltern und dem Bruder von ihrer Beziehung zu der Freundin. Ihre Freundin hatte jedoch große Angst, ihrer Familie davon zu erzählen, weil sie erwartete, auf großen Widerstand und Ablehnung zu stoßen. Dazu sagte Frau Necla:

„Ihre Familie ist eigentlich nicht sehr streng, trotzdem haben sie feste Vorstellungen wie ihre Tochter zu leben hat, was für eine Beziehung sie haben darf. Die Liebe zu einer Frau existiert nicht in ihrer Vorstellung. Das gibt es für sie nicht. Meine Freundin wird es nicht leicht haben.“

Um sich zu sehen, trafen sie sich alle zwei Wochen in einer Stadt in der Mitte zwischen ihren beiden Wohnorte gelegen.

„Seit ich studiere habe ich viel mehr Freiheiten als davor. So geht es meiner Freundin auch. Unsere Familien haben mehr Vertrauen in uns. Kontrollieren uns nicht mehr so wie früher. Ich hatte eigentlich immer viel Freiheiten gehabt. Seit ich studiere ist es aber noch viel besser geworden. Die ganze Verwandtschaft geht mit mir anders um. Wir haben dadurch ein anderes Image bekommen.“

Frau Neclas Freundin war schon ein Mal bei ihr und ihrer Familie in Berlin. Da dies nicht so einfach war, haben sie sich entschieden das möglichst nicht mehr zu wiederholen.

„Mein Vater war auf einer Reise in der Türkei. Ich war mit meiner Mutter und meinem Bruder allein. Es war O.K. Trotzdem habe ich mich so beobachtet gefühlt. Meiner Freundin ging es ähnlich. Danach hat meine Mutter alles kommentiert. Alles interpretiert. Vieles kritisiert und viele Fragen gestellt, die mir zu intim waren und über die ich mit niemandem sprechen wollte. Besonders nicht mit meiner Mutter. So haben wir entschieden uns nicht mehr bei mir zu Hause zu treffen.“

Frau Neclas Vater hat sie nie konkret auf ihre Beziehung angesprochen. Er hütete „ein eisernes Schweigen“ und tat so „als ob ihn das nichts angeht, als ob nichts passiert sei.“ Aber Frau Necla hatte das Gefühl, dass er ihre Beziehung eigentlich nicht okay findet, dass er trotz seines Versuchs ihre Entscheidung zu respektieren, damit nicht glücklich sei und nicht damit klar komme.

„Vielleicht sagt er nichts, um mich nicht ungewollt zu verletzen. Vielleicht sieht er meine Beziehung zu meiner Freundin als eine Sexbeziehung und möchte deshalb nicht darüber reden und sich nicht damit beschäftigen. Ich weiß überhaupt nicht was er denkt, was er fühlt. Ich traue mich auch nicht ihn anzusprechen. Weiß nicht was mich erwartet, wenn ich dies tun würde.“

Ihre Mutter hatte sie jedoch häufig darauf angesprochen und sehr intime Fragen zu ihrer Freundin, ihrer Beziehung und ihrer Sexualität gestellt.

„Ich habe irgendwann aufgehört ihre Fragen ernsthaft zu beantworten. Sie könnte mir sowieso nicht gut zuhören.“

Frau Necla hatte das Gefühl, dass ihre Mutter, trotz großer Bemühungen und Toleranz, ihre Beziehung nicht wirklich verstehen und akzeptieren konnte. Die Mutter gab immer wieder Signale, dass Frau Neclas Gefühle höchstwahrscheinlich vorübergehend sind.

„Sie hofft, dass alles nur eine Phase ist, die bald vorbei sein wird. Dass es nur so ist, weil ich noch nicht den richtigen Mann gefunden habe und dass dieser irgendwann auftreten wird und ich wieder „normal“ werde. Sie fragt mich immer wieder ob dieser oder jener Junge aus unserer Verwandtschaft nicht doch für mich in Frage käme. Das nervt!“

Zu dem Zeitpunkt der Beratung plante Frau Necla, spätestens in zwei Jahren, wenn der schwierigste Teil ihres Studiums beendet wäre, die Familie und anschließend nach dem Studium eventuell die Stadt zu verlassen.

„Woanders, weit weg von meiner Familie, könnte ich vielleicht doch genau so leben, wie ich möchte. Meine Beziehung zu ihnen werde ich natürlich nicht aufgeben. Aber ich brauche mehr Luft und weniger Kontrolle.“

Frau Neclas großes Problem war der Umgang der Großfamilie und weiteren Verwandtschaft mit ihrem lesbischen Leben und die Auswirkung, die dies auf ihre Eltern hatte.

„Sie würden unsere Beziehung bestimmt nicht akzeptieren und mich verurteilen. Es wurde bei uns ja nie über Homosexualität gesprochen. Die wissen nichts darüber, Ihre Bilder sind kranke Bilder. Kranke Vorstellungen. Mir wird es egal sein, weil ich sowieso hier weg gehe. Vielleicht werde ich später mit meiner Freundin in einem anderen Land leben. Aber meine Eltern, sie werden es gar nicht leicht haben. Ich weiß nicht, wie sie sich später in der Familie und mit Bekannten fühlen werden. Mein Onkel wird bestimmt ein Theater machen und ihnen Vorwürfe machen.“

Frau Necla hat der Mutter vorgeschlagen, uns zu besuchen, um sie über lesbische Lebensweisen zu informieren und zu beraten, wie sie mit der weiteren Familie und den Bekannten zurecht kommen kann. Am Ende der dritten Sitzung hat sie einen Termin für ihre Mutter ausgemacht.

* Name geändert

Frau Ferisde* (Mutter von Frau Necla)

Nachdem Frau Ferisde den ersten Termin abgesagt hat, kam sie zu unserem zweiten Terminvorschlag. Sie war Mitte 40 und arbeitete in einer Firma. Sie erzählte uns von ihrer Liebe zu ihrer Tochter und darüber, dass sie sich tatsächlich große Mühe gibt, sie zu verstehen und zu respektieren. Trotzdem könne sie immer noch nicht verstehen, warum sich ihre Tochter „gegen Männer“ entschieden habe.

„Sie hat ja so einen netten Vater und Bruder, solche netten Männer in der Familie.“

Sie könnte es verstehen, wenn eine junge Frau aus einer anderen Familie mit Macho-Männern sich für Frauen entscheiden würde. Aber warum gerade Necla? Das verstehe sie nicht.

„Die Freundin von ihr war ein Mal bei uns. Ich fand sie auch nett, sehr sympathisch. War fast wie eine andere Tochter für mich. Ich beschwere mich ja nicht, aber verstehen kann ich es auch nicht.“

Frau Ferisde hatte negative Vorstellungen von Homosexuellen und fragte mich mehrmals, ob es tatsächlich keine Krankheit sei, jemanden vom selben Geschlecht zu lieben.

Frau Ferisde betrachtete sich als eine moderne Frau, deren Wissen und Bilder nicht nur traditionell und religiös, sondern auch durch die Auseinandersetzung mit modernen Vorstellungen geprägt sind.

„Ich bin natürlich eine Muslima, aber ich habe immer selber entschieden, wie ich leben will. Ich habe nie Schleier getragen. Ich habe als 18-jährige Frau selber entschieden nach Deutschland zu kommen. Niemand konnte mich abhalten und sagen, ich soll zu Hause bleiben. Deswegen versuche ich auch, Necla zu verstehen. Denken Sie nicht, dass ich mit dem Leben meiner Tochter Probleme habe, weil ich altmodisch bin, oder weil ich aus der Türkei komme. Ich habe eine sehr gute deutsche Kollegin auf der Arbeit. Sie ist so alt wie ich, hat auch eine Familie und eine Tochter. Sie findet das auch nicht in Ordnung. Sie hat das auch in deutschen Büchern gelesen, dass so eine Beziehung nicht in Ordnung sei. Meine Kolleginnen denken alle so, egal woher sie auch kommen.“

Frau Ferisde war sehr unglücklich, dass die Beziehung zu ihrer Tochter unter dem Konflikt leidet.

„Früher waren wir sehr nah. Wir haben über alles gesprochen. Wir haben viel miteinander unternommen. Seit sie sich verliebt hat, hat sich alles verändert. Sie redet wenig mit mir. Ist sehr häufig weg. Ich gebe mir Mühe sie zu verstehen, um die Mauer zwischen uns zu beseitigen. Es klappt aber nicht gut. Irgendwann mache ich wieder einen Fehler und sie ist wieder weg.“

Um sich mit lesbischen Lebensweisen auseinander zu setzen, hat Frau Ferisde einige Bücher bei uns ausgeliehen.

Die Auseinandersetzung mit der Großfamilie bezüglich Frau Neclas Lesbischsein machte Frau Ferisde große Angst.

„Sie werden bestimmt nicht viel sagen. Necla ist sehr beliebt in der Familie. Alle respektieren sie. Aber ich weiß, dass sie das nicht akzeptieren und begrüßen werden. Sie werden damit Probleme haben. Man denkt nicht gut darüber bei uns. Es gibt kein Vorbild. Kein Thema.“

Wenn darüber gesprochen wird, machen sich alle lustig, oder schimpfen über die Männer, die mit Männern Sex haben. Man muss da was machen, aber was?“

Wir haben in der Sitzung alle Familienmitglieder aufgelistet, die eventuell eine offene Haltung und positive Einstellung zu Frau Neclas Lebensweise haben. Zum Ende der Sitzung hat sich Frau Ferisde für zwei davon entschieden mit denen sie zuerst sprechen will, um deren Unterstützung zu gewinnen. Dann soll allmählich der Rest der Familie aufgeklärt werden.

Ein weiteres Thema war für sie ihre Religion. Es beschäftigte sie, was der Imam, mit dem die Familie befreundet war, sagen wird. Wir haben ihr einige Flyer gegeben von „Khatun e.V.“, einem muslimischen Verein, der progressive Einstellungen zu sexueller Selbstbestimmung und Homosexualität vertritt und haben ihr geraten, nicht nur mit ihrem Imam über Homosexualität zu sprechen, sondern sich auch mit den progressiven Einrichtungen, wie z.B. der muslimischen Akademie in Berlin, in Kontakt zu setzen.

Am Ende der Sitzung war sie froh, einige Alternativen zu sehen, wie sie ihre Tochter besser verstehen und unterstützen kann. Trotzdem wusste sie, dass es nicht einfach sein würde.

„Ich gebe mir Mühe, habe aber trotzdem Angst, es nicht so hinzukriegen, wie ich jetzt will. Schlussendlich ist man dann doch allein.“

Sie nahm sich vor, uns zu besuchen, falls sie unsere Unterstützung brauchen sollte. Bisher ist es bei diesem ersten Treffen geblieben.

* Name geändert

Frau Lale*

Frau Lale lebt in einer Kleinstadt in Süddeutschland. Dadurch fanden die Beratungen im Jahre 2007 telefonisch statt.

Zum Zeitpunkt der Beratung war sie Anfang 30, allein erziehend und hat ein 10 jähriges Kind, mit dem sie zusammen wohnt. Sie ist als Kind mit ihren Eltern nach Deutschland gekommen, hier aufgewachsen und in die Schule gegangen. Als Mädchen hatte sie sich in eine Schulkameradin verliebt und ist dadurch mit gleichgeschlechtlichem Liebesgefühl in Kontakt gekommen. Sie konnte sich aber nicht erlauben dieses Gefühl zu leben.

„In der Schule war das Tabu. Niemand wollte davon wissen, darüber sprechen. Sogar unsere Lehrerin hat komisch reagiert, als ich mal diese Freundin in Arm genommen hatte. Ich habe damals gedacht, dass mein Gefühl für diese Kameradin, eine Ausnahme war. Ein Irrtum, ein Fehler. Ich habe versucht mein Gefühl zu verdrängen und eine schwesterliche Beziehung zu ihr aufzubauen. Es war nicht leicht. Ich kann nicht behaupten, dass ich erfolgreich war.“

Später als junge Frau hat Frau Lale geheiratet.

„Ich hatte keine andere Vorstellung. Dachte ‚Jede wird irgendwann heiraten. O.K. ich tue das auch.‘ Ich kannte überhaupt keine Lesbe. Wie konnte ich eine andere Vorstellung haben? Also habe ich geheiratet.“

Ein paar Jahren später hatte Frau Lela durch einen Zufall die erste Lesbe ihres Lebens kennen gelernt.

„Ich konnte nicht glauben, dass es so was auch offiziell geben könnte. Ich konnte nicht aufhören diese Frau anzuschauen. Ich war neidisch auf sie und ich fand sie schön. Ich war nicht verliebt in sie, aber ich fand sie toll. Nach diesem Abend ist eine Unruhe in mir gewachsen. Eine Unklarheit. Ich wusste nicht wo ich hingehöre. Ein Jahr später habe ich meinem Mann gesagt, dass ich mich scheiden lassen will. Es war nicht leicht. Niemand konnte meine Entscheidung verstehen und ich konnte auch keinem erzählen, weshalb ich mich scheiden lassen wollte. Es war schlimm. Es hat zwei Jahre gedauert bis ich meine eigene Wohnung hatte. Jetzt wohne ich seit drei Jahren mit meinem Kind zusammen und bin froh darüber.“

Trotz der Trennung fühlte sich Frau Lale „sehr zerrissen“, weil sie es in all den Jahren nicht geschafft hatte, sich zu outen.

„Ich habe mit meiner Schwester gesprochen, es ihr erzählt. Ihre Reaktion war okay und sie akzeptiert mich, aber sie hat mir davon abgeraten, es meiner Mutter zu erzählen. Meine Mutter ist sehr alt und meine Schwester hat Angst, dass sie mit meinem Interesse für Frauen nicht klar kommen könnte und daran letztendlich sterben würde.“

Der größte Wunsch von Frau Lale ist aber gerade ihrer Mutter von sich zu erzählen bevor sie stirbt.

„Sie muss von mir wissen, bevor sie mich verlässt. Sie muss wissen, dass ich glücklich sein werde. Sie ist gerade nicht glücklich mit meiner Situation, weil ich nicht wieder heiraten will. Sie macht sich Sorgen, ob ich nicht zu einsam bin. Ob ich irgendwann jemanden an meiner Seite haben werde.“

Auch Frau Lale machte sich Sorgen, ob sie jemals wieder eine Beziehung haben wird. Sie hatte große Angst davor von ihrer Familie und der Verwandtschaft abgelehnt zu werden.

“Ich habe kein bisschen Hoffnung, dass irgendjemand mich und meine Beziehung akzeptieren würde.“

Ihre Schilderungen von den, von ihr erwarteten Reaktionen der Familie, war sehr finster. Frau Lale konnte sich keine einzige Person vorstellen, die sie akzeptieren und unterstützen würde. Deswegen hatte sie Angst mit einer anderen Frau unterwegs zu sein oder eine Lesben-Bar zu besuchen.

“Meine Stadt ist sehr klein. Ich müsste eigentlich in die Nachbarstadt fahren. Für diese Zeit bräuchte ich dann jemanden, der auf mein Kind aufpasst. Was soll ich dann sagen, wo ich hinfahre? Was soll ich machen, wenn jemand aus meiner Verwandtschaft mich in der Nachbarstadt mit einer anderen Frau sieht, oder mich, während ich ein Lesbenzentrum verlasse, beobachten? Die Nachbarstadt ist auch nicht so groß und viele unserer Bekannten wohnen dort.“

Frau Lale hat nach zwei Gesprächen ihren Kontakt zu uns abgebrochen. Sie war bis zum Ende hoffnungslos geblieben.

“Sie können nicht nachvollziehen was ich durchmache, wie es mir geht. Niemand kann das nachvollziehen. Meine Familie wird sich nicht ändern. Wodurch denn? Ich würde am liebsten mit meiner Mutter gehen, wenn sie stirbt. Wenn mein Kind nicht da wäre, würde ich das bestimmt auch tun. Nur sie hält mich am Leben.“

* Name geändert

Lesbische Lebensweise in Organisationen für Frauen mit Migrationshintergrund

Im Rahmen dieser Broschüre hat LesMigraS im Jahr 2007 Interviews mit Mitarbeiterinnen von vier Fraueneinrichtungen für Migrantinnen und mit drei Einzelpersonen geführt. Vor dem Hintergrund, dass der überwiegende Teil der Besucherinnen bei LesMigraS türkisch bzw. arabischstämmig ist, haben wir uns bei der Auswahl der Interviewpartnerinnen und Organisationen auf eben diese Zielgruppe beschränkt. Leider war es uns trotz großer Anstrengung nicht möglich, die Einrichtungen arabischer Frauen für ein Interview zu gewinnen.

Die hier befragten Vereine sind bezüglich ihrer Arbeitsweise, Zielgruppe und Arbeitsfelder sehr verschieden. Allen gemein jedoch ist, dass sie explizit MigrantInnen ansprechen. Bis auf eine Einrichtung sind alle Organisationen ausschließlich von und für Frauen. Hauptanliegen der Befragung ist es, einerseits Diskriminierung unter Diskriminierten sichtbar und andererseits eine Bestandsaufnahme innerhalb der verschiedenen Communities zu den Themen „Umgang mit lesbischer Lebensweise“ und „Diskriminierung aufgrund ethnischer Herkunft“ zu machen.

In den Interviews wurde deutlich, dass sich bis auf eine Organisation keine der befragten Einrichtungen darüber bewusst ist, dass das Thema „lesbische Lebensweise“ relevant für frauenzentrierte Arbeit ist. Obwohl drei von vier der befragten Vereinen ausschließlich mit Frauen arbeiten, wird Lesbischsein nicht als ein spezifisches Frauenthema behandelt. Lesben stellen in keiner der Einrichtungen eine Zielgruppe dar. Die Nicht-Präsenz weiblicher Sexualität im Allgemeinen und lesbischer Sexualität im Besonderen wird nicht auf eine gesellschaftliche Tabuisierung dieser Themen zurückgeführt, die es für Frauen schwer macht darüber zu reden, sondern schlicht auf deren Nichtexistenz. Dies war unser Eindruck, nachdem wir versucht hatten, mit verschiedenen Vereinen zu diesem Thema in Kontakt zu treten. Zur Verdeutlichung einige Zitate:

„In der Richtung haben wir nichts.“

„Das gab es mal, also, nicht oft, aber das kommt schon mal vor.“

„Das hier offen so was erzählt wurde, nicht. Aber dieses Thema wird oft von den Frauen angesprochen als Spaß. Das kommt vor. Dass jemand lesbisch ist, offenbart hat, hab ich bis jetzt auch nicht erlebt. Wenn es auch so ist, dann wurde nicht offen darüber gesprochen.“

Auch die Tatsache, dass unsere Interviewanfragen bei zwei arabischen Frauenvereinen mehrfach abgelehnt wurden, deutet darauf hin, wie heikel das Thema Homosexualität für viele Einrichtungen ist. Die Strategie, die Existenz von Lesben in der Community zu leugnen, scheint einfacher zu sein, als sich damit zu konfrontieren und „sich die Probleme ins Haus zu holen“. Die Begründungen, warum ein Austausch mit uns abgelehnt wurde, wurden uns am Telefon wie folgt beschrieben:

„Das ist kein Problem bei uns, das Problem gibt es nicht.“

„Das ist nicht unsere Aufgabe.“

„Wir haben bislang keine Anfrage bekommen und wir werden uns nicht selber das Problem schaffen und uns damit beschäftigen.“

„Ich möchte mich nicht dazu äußern, da man sonst das Gefühl haben könnte, wir würden uns nicht damit beschäftigen.“

„Wir haben uns nicht damit beschäftigt.“

Unsere langjährige Erfahrung weist darauf hin, dass sich viele Menschen mit Migrationshintergrund im Lauf ihres Lebens für eine gleichgeschlechtliche Lebensweise entscheiden. Lesbische Frauen gibt es immer und überall auf der Welt. Dass sie sich in bestimmten Zusammenhängen nicht „outen“, könnte daher ein Indiz dafür sein, dass sie das Klima als nicht lesbenfreundlich empfinden. Dass die sexuelle Orientierung ein Diskriminierungsmerkmal ist und es Homophobie unter Migrantinnen gibt, gestehen die Interviewpartnerinnen ein, verorten diese allerdings ausschließlich außerhalb ihres Teams.

„Ja, ja, wir sind als Einrichtung, als Projekt sind wir auf jeden Fall offen dafür. Wobei, also es ist durchaus so, dass die Mädchengruppe nicht unbedingt offen dafür ist.“

„Auf jeden Fall. Also es gibt auch Teilnehmerinnen in Projekten. Aber, und, äh, aber ist auch offen, es gibt Beratungen und es gibt keine Diskriminierung oder so. Offen auf jeden Fall.“

„Also ich kann mir Situationen vorstellen, wo ich einem lesbischen Mädchen eher raten würde sich nicht zu outen in der Gruppe, weil sie da vielleicht gemobbt würde.“

„Also dass die akzeptiert wird, glaube ich nicht. Könnte sein, ist nur eine Schätzung. Aber in unserer Beratung wird das kein Problem sein - für uns Mitarbeiter.“

Obwohl alle Befragten anmerken, dass sie bzw. die Einrichtung sich nicht mit lebensspezifischen Themen und Diskriminierung gegen Lesben beschäftigt haben, versichern sie gleichzeitig, vorurteilsfrei und nicht diskriminierend zu sein.

Sexismus und Homophobie sind allerdings ein gesellschaftliches Phänomen, das alle Individuen betrifft, die sich in dieser Gesellschaft befinden. Respektvoll und akzeptierend gegenüber Menschen mit anderen Einstellungen oder Orientierungen zu sein, setzt daher immer eine Reflexion des Gelernten – oder unbewusst von der Gesellschaft Vermittelten - voraus. Erst dann besteht die Chance, ein offenes Klima zu schaffen, in denen Lesben sich outen und Angehörige sich Rat holen können. Es müssen aktive Signale gesendet werden, um die Hemmschwelle bei Themen der sexuellen Identität einzureißen. Die bisherige Methode der „Neutralität“ muss sich in ein Parteilergreifen verwandeln. Nur so besteht die Wahrscheinlichkeit, dass die Diskriminierung gegen Lesben bekämpft und nicht verschwiegen wird.

Differenzen in Interkulturellen- und Community-Einrichtungen

Der von der Mehrheitsgesellschaft ausgehende Rassismus ist nach wie vor das Element, welches von den meisten Einrichtungen für MigrantInnen als bedrohlichste Diskriminierung betrachtet wird. Um sich davor so weit wie möglich zu schützen, sind viele Projekte und Einrichtungen nur für Migrantinnen offen. Dabei wird davon ausgegangen, dass unter Migrantinnen Rassismus-Erfahrungen oder andere Formen der Diskriminierung aufgrund von Herkunft nicht gemacht werden.

Daher basiert die Arbeitsgrundlage der meisten interkulturellen Einrichtungen nicht auf einer Vielfalt der ethnischen Hintergründe, sondern auf dem „Migrantin-Sein“ an sich. Konflikte, die innerhalb einer Community oder verschiedener Communities aufgrund von Herkunft entstehen können, sind oftmals nicht im Blickfeld der Vereine.

„Diese Gruppenmischung aus verschiedenen Ländern, das (ist) irgendwie gut und vielleicht ist auch dieses durch diese Mischung, kommt so was (Diskriminierung) nicht vor.“

„Bei uns sind ja alle Migrantinnen. Es gib keine deutsche Mehrheitsgruppe.“

„Ich finde auch diese Satzungsänderung, ich finde auch gut, dass keine deutschstämmigen Frauen (sondern) nur (Frauen) mit (Migrations-)Hintergrund im Vorstand sind.“

In allen Interviews wurde deutlich, dass Konflikte aufgrund von Herkunft und Zugehörigkeit innerhalb des Projektes existieren. Dennoch stehen die meisten Einrichtungen den Konzepten zur interkulturellen Konfliktlösung ablehnend gegenüber. Für den Fall eines konkreten Konfliktes zwischen Personen oder Gruppen verschiedener ethnischer Herkunft variiert das Handlungsspektrum von spontaner Intervention bis hin zur Nichtbeachtung oder konsequenter Unterbindung. Dabei ist das Wissen um potentielle Konflikte in der Gruppe durchaus vorhanden.

„Wir versuchen, das zu verhindern, also sagen: Das hat hier nichts zu suchen.“

„Wir gehen dazwischen, wir wollen diese Konflikte auch nicht austragen, auch nicht ausdiskutieren, weil wir denken, das kann man auch nicht bei uns ausdiskutieren.“

„Die Kursleiterin muss das sehr viel lenken zum Gruppenprozess, sonst hat man immer zwei isolierte (Sunnitische und Schiitische) Gruppen.“

Besonders religiöse und nationale Konflikte stehen in den Projekten mit türkisch/kurdischer Zielgruppe im Vordergrund. Bei türkisch-arabischen dominierten Gruppen kommt als zusätzlicher Faktor noch die sprachliche Differenz hinzu.

Die Bedeutung von Identität, Herkunft und Interkulturalität ist auch bei der Arbeit von multikulturellen Projekten sehr wichtig. Denn selbst wenn in Deutschland alle zur Gesamtminorität gehören, so unterscheiden sich die einzelnen Teilnehmerinnen doch in verschiedenster Hinsicht. Das heißt, dass das Zusammentreffen einer ghanaischen Frau mit einer polnischen Frau nicht unbedingt antirassistisch und konfliktfrei ablaufen muss, weil sie beide Nichtdeutsche sind.

Das folgende Zitat stammt aus einer Einrichtung, die sich sehr bewusst über die Vielfalt von Menschen mit Migrationshintergrund und People of color in Deutschland ist. Ihre Positionierung ist

sehr eindeutig und es gibt eine sehr klare Vorstellung davon, für wen die Angebote der Einrichtung offen sind.

„(...) Also unsere Zielgruppe für die Beratung sind, sage ich mal, People of Color, das heißt, Menschen die betroffen sind von rassistischer Diskriminierung aufgrund ihrer ethnischen Herkunft oder Hautfarbe, Religion.

Das ist sozusagen der Schwerpunkt, die Schwerpunktzielgruppe. Wobei wir auch auf Mehrfachdiskriminierung sehr achten, das heißt, People of Color werden auch aufgrund anderer Merkmale diskriminiert, z.B. aufgrund von einer Behinderung oder aufgrund des Geschlechts oder aufgrund der sexuellen Orientierung. Auch die Menschen können zu uns kommen und wir gucken dann, ob wir die richtige Anlaufstelle sind oder ob es dann eine andere Beratungsstelle gibt, die ihnen besser helfen kann.“

Durch diese klare Positionierung haben sie die Möglichkeit, exakt auf ihrem „Spezialgebiet“ zu arbeiten, jedoch ohne einen Menschen mit Migrationshintergrund oder of Color auszuschließen. Diese Arbeitsweise betrachten wir als sehr günstig, da es selbstverständlich ist, dass nicht alle Einrichtungen alles leisten können, es aber trotzdem selbstverständlich ist, dass in einer Anlaufstelle für MigrantInnen potentiell alle MigrantInnen willkommen sind. Um zu gewährleisten, dass alle Menschen die für sie passende Art von Hilfe bekommen, hat die hier vorgestellte Einrichtung verschiedene Tätigkeitsfelder herausgearbeitet.

„(...) Wir haben ja drei Säulen im Projekt. Also Beratung ist halt eben eine Säule, wo es natürlich um die Betroffenen geht. Aber wir haben eben auch den Bereich ‚Prävention‘, wo es eben halt darum geht zu sensibilisieren gegen Diskriminierung und da sind natürlich alle Menschen angesprochen. Also wir haben natürlich auch die Zielgruppe die „Breite Gesellschaft“ zu sensibilisieren zu rassistischer Diskriminierung, aber auch zu Mehrfachdiskriminierung. Das äußert sich eben halt insofern, dass wir Konferenzen, Veranstaltungen und Fortbildungen organisieren...“

Lesbische Migrantinnen zwischen Herkunftscommunity und Lesbenszene der Mehrheitsgesellschaft

Um die verschiedenen Arten der Auseinandersetzung lesbischer und bisexueller Frauen mit Migrationshintergrund in ihren Communities und in Bereichen der lesbisch-schwulen Subkultur der Mehrheitsgesellschaft festzuhalten, haben wir drei Einzelinterviews geführt. Leitgedanke der Interviews ist zum einen die Einschätzung von Betroffenen, wie Organisationen der jeweiligen Herkunftscommunity mit Fragen der sexuellen Selbstbestimmung bzw. lesbischer Lebensweise umgehen und zum anderen, wie Einrichtungen der Mehrheitsgesellschaft antirassistische Konzepte und Interkulturalität in ihre Arbeit einbringen. Durch die Einzelbefragung möchten wir persönliche Beurteilungen der Situation in Deutschland wiedergeben. Es ist uns wichtig, dass lesbische und bisexuelle Frauen mit Migrationshintergrund als Expertinnen ihrer Belange in dieser Broschüre den Raum haben, ihre vielseitigen Ansichten vertreten zu können.

Die Namen der Personen und der im Interview erwähnten Einrichtungen wurden von uns anonymisiert.

Interview mit Frau Zilan*

Als Du gemerkt hast, dass Du Frauen liebst, wie war das für Dich? Gab es Hindernisse oder Unterstützung auf Deinem Weg?

„(...) und dann habe ich mich mit 13 geoutet. Also ich habe es meiner Schwester erzählt, die zu dem Zeitpunkt zehn war. Sie will bis heute nicht darüber reden – das ist ein anderes Thema, aber ich habe das nie als schlimm empfunden. Nie. Ich bin zwar so aufgewachsen, dass es nur Mann und Frau gibt in einer Ehe z.B., aber ich habe mich selber nie schlecht gefühlt und ich habe mich auch selber nie im Konflikt gesehen mit türkisch oder kurdisch sein und lesbisch sein. Das war für mich nie ein Problem. Und Unterstützung gab es vielleicht in der Hinsicht, dass als ich mich z.B. in der Schule geoutet habe, das für niemanden schlimm war. Also in meinem Freundeskreis war das total okay, in meiner Familie habe ich mich nicht geoutet, da bin ich erst seit einem Jahr geoutet, bei meiner Mutter und bei allen anderen weiblichen Familienmitgliedern, aber Unterstützung gab es eigentlich nicht. Ich komme aus einer kleinen Stadt, da war das Thema auch nicht wirklich sichtbar.“

Wie sind deine Erfahrungen mit Projekten deiner Herkunfts-Community in Bezug auf deine gleichgeschlechtlichen Liebesinteressen?

„Ich bin z.B. in kurdischen Organisationen groß geworden, also revolutionären Vereinen, also jetzt nicht unbedingt die PKK, aber so Abspaltungen davon und da war ich auch im Vorstand, im Jugendvorstand. Aber ich hab mich ja nicht geoutet, deswegen war das nie Thema. Aber ich denke, wenn ich mich geoutet hätte, wär das schon anders gewesen. Also ich glaube da wären die Leute schon anders damit umgegangen, aber das ist halt alles nur hypothetisch, ich weiß es nicht - keine Ahnung. Eine Erfahrung habe ich gemacht. Ich habe in der Organisation „AA“ gewohnt, für ein halbes Jahr, als ich nach Berlin gekommen bin und da habe ich mich geoutet. Erst bei den Betreuern und das war okay, also für die war das kein Problem. Bei den Mädchen war das halt ein bisschen anders. Ich hab jedes Mal, wenn ein neues Mädchen gekommen ist, eine Woche gewartet, dass die mich ein bisschen

kennen lernt und dann habe ich das gesagt, weil ich halt beim ersten Mal gemerkt, okay, das ist ein sensibles Thema anscheinend, weil ein Mädchen hatte sich von mir distanziert, nachdem ich das gesagt habe, aber dann war das okay. Ich glaube, ich hab wirklich nie Probleme gehabt, weil ich immer sehr selbstbewusst damit umgegangen bin und vielleicht dass sich dann niemand getraut hat, irgendwas zu sagen. Vielleicht haben sie hinter meinem Rücken geredet, keine Ahnung.

Und ich meine, bei „BB“ ist das ja egal. Das ist ja eine Gayorganisation. Aber ansonsten habe ich da nicht soviel Erfahrungen. Ich habe vor allem, muss ich sagen, in meinem Leben nicht so viele negative Erfahrungen gemacht zu dem Thema. Zu der Mehrfachdiskriminierung schon, aber im Bezug auf meine Sexualität eher nicht.“

Wie sind deine Erfahrungen mit deutschen Frauen- und Lesben-Vereinen?

„Eine Erfahrung ist z.B. auch als türkische Lesbe in einer deutschen Organisation, das war, nachdem ich bei „AA“ ausgezogen bin, bin ich zu einem Verein gekommen der „CC“ heißt, der halt Betreuungsangebote, Jugendhilfeangebote für junge Lesben und Schwule hat oder Transgender – allgemein. Da z.B. ist sofort aufgefallen, die waren mit meiner Situation überfordert. Also abgesehen von meinem Lesbischsein, was deren Job ist, waren sie mit meinem Migrantinsein total überfordert, weil die keinerlei Erfahrung hatten. Also die konnten die Gefahr, die von meiner Familie ausgeht, nicht einschätzen, konnten meine Ängste nicht verstehen, konnten nicht auf meine Bedürfnisse eingehen, weil sie den Bereich nicht abdecken konnten. Und das ist schon komisch, weil du dich praktisch in deren Hände begibst, erwartest Unterstützung, aber das kommt nicht, weil die kennen das nicht. Also die waren wirklich überfordert. Und ich musste denen Dinge beibringen, wo ich mich dann gefragt hab - . Also wir haben z.B. eine Party gemacht - und das waren alles Weiße Deutsche - und wo die mich gefragt haben, warum ich nicht komme: „Weil ich fühl mich nicht wohl, ich fühle mich nicht gesehen!“ Und das konnten die nicht verstehen, konnten das einfach nicht verstehen.“

Gab es irgendwann in Deinem Leben einen Bruch mit deiner Herkunftscommunity?

„Ja, klar. Also als ich 18 geworden bin, ich meine okay, mein Lesbischsein war jetzt mit ein Grund dazu, meine Familie zu verlassen sozusagen, aber es war nicht der Hauptgrund. Aber ich hatte halt gemerkt, wenn ich tatsächlich so leben möchte, wie ich bin oder wie ich sein möchte, wenn ich mich entwickeln möchte, muss ich da raus. Weil diese Community hätte meine Entwicklung gestoppt. Also ich hätte vielleicht mir die Haare abschneiden können, wie ich es wollte, aber ich hätte nicht, ich hätte nie mit meiner Freundin auf eine Hochzeit gehen, auf eine türkische Hochzeit können, das ist unmöglich.

Aber aus dem Grund habe ich halt gemerkt, nee, das geht nicht, das wird nicht funktionieren. Selbst wenn ich das versuche, würde mich das total viel Kraft kosten, die ich zu dem Zeitpunkt nicht hatte. Also habe ich mich dazu entschieden, den Bruch zu wagen und woanders hinzugehen und dort das auszuleben, was ich will und was ich bin oder was ich sein wollte.“

Gab es irgendwann einen Bruch mit der Mehrheitsgesellschaft?

„Es gab insofern einen Bruch, dass ich, als ich nach Berlin gezogen bin, mich sehr in der Mehrheitsgesellschaft aufgehalten habe und auch nicht immer unbedingt mit schwul-lesbischem Hintergrund, eigentlich kaum. Und dann irgendwie nach Kreuzberg geraten bin - wie auch immer - und dann aus der Mehrheitsgesellschaft in die Minderheitsgesellschaft

gestoßen bin. Und dann aus der Minderheitsgesellschaft in die türkische Lebenszene. Und ja, da denke ich auch, dass ich denen dann auch den Rücken zugewandt habe, der Mehrheitsgesellschaft oder der Dominanzgesellschaft und dann hierher gekommen bin. Das war auch ein Bruch. Hab ich nie so gesehen.“

Nachdem Du in deinem Leben zwei Brüche gemacht hast, würdest Du sagen, dass Du etwas Neues, etwas Eigenes gefunden hast?

„Das würde ich schon so sagen, weil ich würde insofern sagen, dass ich was gefunden habe, weil ich hier mit Menschen zu tun habe, die das, was ich jetzt erlebe, vor 10, 15 Jahren durchgemacht haben, dadurch dass ich mit Lesben befreundet bin die 10, 15 teilweise 20 Jahre älter sind als ich. Ich profitiere von deren Erfahrungen und ich sehe, es ist für mich einfach schön und beruhigend und auch beschützend zu sehen, dass ich Leute in meiner Umgebung habe, die ähnliche Konflikte hatten wie ich, die ähnliche Coming-Out-Geschichten haben, die ähnliche Probleme mit der Familie immer noch haben und das gucke ich mir dann an und dann kann ich halt sehen, wie wird das vielleicht bei mir laufen. Aber es ist einfach schön so eine Umgebung zu haben, wo Menschen drin sind, die ähnliche Erfahrungen hatten wie ich, ähnlichen Hintergrund haben. Das bringt mich einfach weiter.“

Empfindest Du deine Minderheitenzugehörigkeit als Kurdisch-Deutsche als politisch?

„Ich glaube, es ist schon ein politisches Statement zu sagen „ich bin kurdisch“ und nicht zu sagen „ich bin türkisch“. Also die Realitäten nicht unbedingt zu verrücken, aber nicht still zu schweigen und zu sagen, nein, ich komme nicht aus der Türkei, ich bin aus Kurdistan. Das ist schon ein Schritt.“

Empfindest Du dein Lesbischsein als politisch?

„Ja, aber es ist halt nichts, was ich mir ausgesucht habe. Ich meine, indem du sagst, du bist lesbisch und bewegst dich in einer bestimmten Szene oder Umgebung, dann setzt du ja schon einen Standpunkt fest und sagst: „Ich lehne mich gegen die Gesellschaft auf, ich möchte nicht so sein wie ‚ihr‘, sondern ich möchte so sein, wie ich es bin.“ Dass wir die Freiheit genießen sowas zu sagen, egal mit welchen Schwierigkeiten wir dadurch konfrontiert werden, aber dass wir die Freiheit dazu haben, das zu sagen, das ist schon geil.“

Hat sich deine Herkunftscommunity, ihre Einstellung zu Homosexualität, verändert?

„Also man muss dazu sagen, meine Herkunftscommunity ist keine typische türkische Community gewesen, sondern in der Umgebung, in der ich aufgewachsen bin, das waren türkische oder kurdische Linke, also die nennen sich halt „die Revolutionären“. Das sind sowieso Leute, die sehr offen sind, sehr tolerant sind und auch z. B. mit Frauen anders umgehen. Ich weiß, dass es da eine Frau gab, die lesbisch war, aber die war nicht offen lesbisch, aber es wurde nicht darüber geredet, dass die so ist. Die Männer haben sie einfach nur als starke Frau wahrgenommen. Ich glaube, hätte sie gesagt, dass die lesbisch ist, hätte ihre Position sich schon verändert. Die haben niemals gesagt, dass sie lesbisch ist, aber sie war es. Und ich weiß nicht, ich glaube nicht, dass sich da was verändert. Aber z. B. wenn du mich fragen würdest, ob die Homophobie unter der türkischen Community schlimmer ist als der Rassismus unter deutschen Schwulen z. B., würde ich Dir sagen: „Nein, der Rassismus hier in dieser Szene (ist schlimmer) als die Homophobie unter Türken.“ Das würde ich glatt behaupten.“

Du hast gerade schon gesagt, dass der Rassismus der Mehrheitsgesellschaft schlimmer ist als die Homophobie der Minderheitsgesellschaft, was heißt das für dein Leben?

„Guck mal, ich glaube der Grund, warum ich mich hier in Kreuzberg aufhalte oder z. B. auf türkische Partys gehe oder auf kurdische und nicht auf deutsche Partys gehe, ist einfach, dass ich das Gefühl habe - auch wenn ich mich nicht lesbisch oder schwul aufhalte - weil ich einfach das Gefühl habe, ja, das eine ist, die Minderheitsgesellschaft, (die) mag zwar homophob sein, aber die geht immer noch anders damit um, als wenn ich mit Deutschen zu tun habe. Ich kann ein Beispiel nennen. Als XY im Migrationsrat Berlin war, und da sind, glaube ich, 63 Migrant*innenvereine, nicht türkisch, also türkisch, arabisch- kurdische auch aus afrikanischen Ländern, spanisch, italienisch, alles Mögliche, was sich in Berlin so aufhält. Und wir sind der einzige schwul-lesbische Verein da drin und dann auch noch türkisch, also aus der Türkei. Da z. B. gab es nie Probleme, da sind auch wirklich konservative Vereine mit drinnen und da dieser Dachverband sagt: „Ja, wir sind homophob, das ist ein Problem, aber wir nehmen das wahr und wir wollen was daran ändern.“ Sieh dir die Schwulenszene am Nollendorfplatz an, du gehst z. B. als dunkelhaariger Mann z. B. ins „XX“ (Schwulenbar), kannst du vergessen! Du wirst an der Tür abgeblockt und wird gesagt „du stinkst“ oder „du willst hier eh nur klauen“, „du hast bestimmt Krankheiten, die du hier verbreiten wirst“ sowas. Und das ist genauso in der Lesbenszene. Wie gesagt, z. B. „XX“ (Lesbenbar), ja, ich werde angestarrt. Das muss ich mir nicht geben! Warum soll ich mich unter Minderheiten auch noch diskriminieren lassen, also irgendwann ist es mal gut! Es fühlt sich einfach blöd an und es ist wirklich, ich finde der Rassismus in der Mehrheitsgesellschaft und auch in der Schwulenszene oder in der Lesbenszene ist schlimmer als die Homophobie unter Migrant*innen.“

* Name geändert

Interview mit Frau Nassira* und Frau Soraya*

Gehst Du in Deiner Herkunftsgemeinschaft offen mit deiner lesbischen Lebensweise um?

Nassira: „Also, ich habe keine richtige Erfahrung also, ich stelle mich nicht als Lesbe in meiner Community dar, weil sie sind einfach dafür, die sind nicht offen dafür, also und ich habe keine Lust einfach mich zu zwingen, dass die anderen mich akzeptieren. Ich brauche das nicht, eigentlich. Ich habe einmal eine Freundin, eine palästinensische Freundin, über mich erzählt, also über meine sexuelle Orientierung sozusagen, und die war okay, die war tolerant. Aber ich glaube es gibt, also ich glaube, es ist nicht nur in arabischer Gesellschaft, das gibt es, das ist weltweit in allen Communities, die sind so, die sagen „okay“ die sind tolerant, intelligent, sie können das verstehen, akzeptieren. Aber ich habe das Gefühl immer, tiefer, innen, ich empfinde das als nicht sehr ehrliche Akzeptanz. Das ist immer so „Hmm, Naja“ ja? Und auch diese Toleranz, mit viel Kritik und allem so, nicht ausgesprochene Kritik und ich, also wie gesagt mit meiner Community, ich rede darüber (nicht). Ich brauche das nicht, die sind einfach dafür nicht, die sind auch sozusagen sehr eng, die denken in Boxen und Kisten und das sind alles so Sachen religiös und traditionell (unverständlich) und dann, die müssen dich, bevor sie dich akzeptieren, die müssen dich sozusagen „rund machen“, ein bisschen polieren, weißt du, dann ist es okay. Das mag ich nicht, deswegen, ich habe, ich rede mit meiner Community überhaupt nicht, ich habe keinen Kontakt da. Nur wenn ich gehe, ich bin abhängig von libanesischem Essen, z. B. da das Essen mag ich, dann gehe ich da zu essen, ich quatsche oberflächlich über bestimmte Sachen und dann über mein privates Leben oder meine Orientierung, die haben damit nichts zu tun und für mich, das ist okay. „

Ist die arabische Community offen für das Thema sexuelle Selbstbestimmung/ Homosexualität?

Soraya: „Das Problem ist, dass bis jetzt die Diskussion nicht geöffnet ist. Das Thema ist immer noch unter Tabu und weil so wenig Leute, die mit diesem Thema umgehen können oder selbst betroffen sind, die brauchen Atmosphäre, damit die auch ihre Sachen präsentieren und rein in die Community kommen. Bis jetzt die Atmosphäre, wie ich finde, fehlt, ja, und die Leute sind nicht, wie sagt man das, nicht bereit immer noch, das zu akzeptieren, leider.

Das Thema ist noch nicht diskutiert, entweder im Heimatland oder hier. Es bedeutet, die Leute haben damit sich nicht beschäftigt und wenn sie in ihren Ländern, ursprünglichen Ländern, dass das Thema da ist, brisant ist, dann könnten sie das im Laufe der Zeit akzeptieren. Aber die ist nicht dort, da konnten sie hier immerhin nicht akzeptieren. Es hat nichts mit Integration zu tun, es hat mit Offenheit und sich selber mit den Entwicklungen, die auch hier geben und wenn keiner darüber eine Diskussion eröffnet, wie können die Leute damit auch eine Idee darüber haben? Ist nicht präsent. Ist schwer zu hören vielleicht.“

Hast Du Erfahrungen mit Frauen und Lesbenprojekten aus der Mehrheitsgesellschaft?

Nassira: „Ja, ich war damals, als ich hier kam, ich kam hier zu S. Ich habe auch versucht mit anderen Projekten und mit anderen Frauen und das waren Frauen, Personen, die hatten versucht zu unterstützen, aber man hat das Gefühl immer das kommt auf irgendwelche Kosten. Ich meine moralisch oder also es gibt Frauen, die unterstützen dich, aber die

zwingen auch ihre Bedingungen sozusagen, im Namen politisch korrekt zu sein, ja und das ist, das war ein bisschen interessant.

Also ich glaube, ich fühle mich entfernt ein bisschen, also ich will, nicht entfernt, ich fühle mich ein bisschen fremdlich in deutschen Projekten. Also ich kann freundlich sein und die sind auch freundlich, aber man spürt auch, ich bin nicht zuhause, irgendwie. Also das ist keine Kritik an deutschen Frauen oder deutschen Projekten, sondern das ist auch tatsächlich, was ich gefühlt habe. Weil ich glaube, einige versuchen auch etwas zu machen, so aus gutes Herz oder Prinzip, aber das ist meine Erfahrung. Und ich habe nicht viel Erfahrung mit deutschen Projekten also mit deutschen Lesben hier gemacht.“

Hast Du das Gefühl, dass eine Frau die sich über das Thema Homosexualität informieren will, sich an arabische Projekte wenden kann?

Soraya: „Die meisten Fälle, die ich kenne, sie haben sich an deutschen Vereine gewendet, weil wie ich gesagt habe, es gibt keine Organisation, die für die arabischen Frauen in diesem Sinn hier tätig ist, bis jetzt. Und ich finde immer noch schwer, das zu haben, auch wenn ich in zwei bis drei Jahre denke, ist auch bestimmt ein bisschen kompliziert. Da denke ich immer noch, dass die Frauen sagen, an deutsche Organisationen sich wenden.“

Siehst Du dein Leben als Migrantin in Deutschland als politisch?

Soraya: „Wenn ich von mir ausgehe, dass meine Bereitschaft mich zu integrieren, ich habe kein Problem, damit kein Problem. Ich fühle mich hier wohl, ich habe meine Kontakte, Freundschaften mit den Deutschen, mit den unterschiedlichen Communities auch, aber für mich Integration ist nicht so. Jeder von uns kann Kontakte bauen und Freundschaften haben und auch Arbeit hier haben, aber mir fehlt die Bereitschaft, die diese Gesellschaft insgesamt, dich zu akzeptieren und das fehlt immer noch und es reicht nicht, dass als Frau mit Migrationshintergrund die Bereitschaft bei mir zu haben. Ich hätte gerne auch, dass die Mehrheitscommunity auch sich öffnet. Bis jetzt finde ich, dass wir haben hier in diesem Bereich ein bisschen Probleme und wir müssen in diesem Sinn viel (zu) tun, damit wir das erreichen. Nicht nur an der Seite von Migrantinnen auch an dieser Gesellschaft hier. Weil ich denke, es ist nicht einfach, die Sache, von beider Seite und bis jetzt scheitert wegen, nicht nur wegen den Migranten, auch bei den Deutschen, sind auch nicht bereit, immer noch.“

Siehst Du dein Lesbischsein als politisch?

Nassira: „Das hängt davon ab, was es für eine Motivation ich hab. Also ich bin keine schlaue Person, ja. Ich finde das sehr couragiert, sehr mutig, dass ich sozusagen mich auseinandergesetzt habe und mich entschieden habe, „okay“ ich muss, ich möchte diese Richtung gehen. Revolutionär zu sein, ich glaube, ich habe keine Lust. Weil ich sehe in diesem Horizont nichts und deswegen mache ich das nicht. Weißt du, für mich das ist nicht, keine, ja ich muss dafür die Motivation haben. Ich habe keine Motivation, mich so zu verhalten, für mich ist es wichtig eine Situation, was bedeutet meine Ehrlichkeit, wenn ich ehrlich bin, dann sage ich einfach, ich habe keine Lust einfach, weil ich glaube, ich habe genug gemacht in meinem Leben, um mich zu akzeptieren, um gegen meinen Hintergrund widerzustehen und einen neuen Mensch zu machen.“

Hast Du konkrete Veränderungswünsche deine Community in Deutschland betreffend?

Soraya: „Dass diese Community, die hier ist, sich mehr öffnen, die Tabus überschreiten oder versuchen auseinander damit umzugehen, weil das reflektiert sich auch an viele Sachen, die

auch hier Änderung braucht. Ich wünsche mir, dass viele Leute sich engagieren für tausend Themen. Eine davon ist eure, aber es gibt auch tausend Themen, die hinterfragt müssen. Diese Gesellschaft ist gefragt jetzt, weil sie schweigen an Probleme, die sie haben, aber noch nicht den Weg, den richtigen Weg gefunden.“

* Name geändert

Ausblick

Die wichtigste Funktion, die sich MigrantInnenprojekte und interkulturelle Organisationen zuschreiben, besteht vornehmlich darin, eine Brücke zwischen von Diskriminierungen betroffenen Gruppen und verschiedenen Communities zu bilden, sowie die gesellschaftliche Akzeptanz und Toleranz gegenüber benachteiligten Gruppen zu fördern und zu bewirken. Bis zum heutigen Zeitpunkt hat der größte Teil der MigrantInnen- und interkulturellen Projekte in Deutschland diese zentrale Aufgabe bezogen auf die Situation lesbischer Migrantinnen vernachlässigt. Spannungen und eine unsolidarische Haltung sind häufig die Folge und diskriminierende Strukturen vertiefen sich. Nur die Entwicklung einer solidarischen und verständnisvollen Politik und Atmosphäre könnte die vorhandenen Strukturen aufbrechen und lesbischen Migrantinnen Integration, Emanzipation, Entfaltungsmöglichkeiten und einen ihnen angemessenen Raum eröffnen. Die Entwicklung einer solchen Atmosphäre und Politik würde den eigenen Anspruch der MigrantInnenprojekte und interkulturellen Einrichtungen, Toleranz und Akzeptanz in der Gesellschaft einzufordern und zu fördern, umfassender verwirklichen.

Lesbische Migrantinnen sind besonders in den großen Städten sichtbarer, lauter und fordernder geworden als noch vor einigen Jahren. Sie haben sich in vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens eine Stellung erkämpft. Das Bewusstsein, einer Gruppe anzugehören, die von Mehrfachdiskriminierung betroffen ist, hat viele dazu gebracht, sich in Projekten, Arbeitskreisen und Aktionsgruppen zu organisieren. Aus diesem Grund und durch das Engagement vieler Einzelpersonen können wir von uns behaupten, dass wir etwas bewegt haben und dass wir an den Herausforderungen des täglichen Lebens als Lesben und Migrantinnen/Schwarze Frauen gewachsen sind.

Als die Mitarbeiterinnen von LesMigraS im Jahre 2000 begannen, mit MigrantInnen-Organisationen zum Thema „lesbische Migrantinnen“ in Kontakt zu treten, waren die Ergebnisse niederschmetternd: Von bundesweit 55 angefragten Einrichtungen zeigte nur eine Einrichtung Interesse an einem Informationsaustausch. Im Jahre 2007 finden sich allein in Berlin vier Organisationen, die zumindest bereit sind, über Fragen zum Thema Homosexualität zu sprechen. Diese Bereitschaft ist neben der in dieser Broschüre formulierten Kritik an MigrantInnen-Communities und -Einrichtungen eine sehr positive Veränderung.

Eine Veränderung, die nicht von ungefähr kommt und durch das (ehrenamtliche) Engagement vieler Lesben und Schwuler mit Migrationshintergrund und ihrer Verbündeten aus Lesben- und Schwulen-Communities, MigrantInnen-Zusammenhängen und aus der Politik bewirkt wurde.

Wir möchten - wie auch schon anlässlich der ersten Auflage dieser Broschüre - Anregungen für Einrichtungen und Projekte geben, die konkrete Schritte ergreifen möchten, lesbische Mitglieder ihrer Community in ihrer Arbeit zu berücksichtigen:

- Erstellung eines Konzeptes, das es den Einrichtungen ermöglicht, das Recht von Frauen auf sexuelle Selbstbestimmung systematisch den BesucherInnen und KlientInnen gegenüber und in der Community zu thematisieren und zu vertreten
- Aktive Zusammenarbeit mit Lesbenprojekten und Gruppierungen lesbischer Migrantinnen
- Besuch von Antidiskriminierungs- und Diversity-Workshops in Bezug auf lesbische Lebensweisen bzw. Sexualität und Gender
- Einstellung lesbischer Migrantinnen und Schwarzer Lesben als Mitarbeiterinnen

- Die Beendigung der gängigen Praxis der Verheimlichung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen
- Schaffung von Sichtbarkeit lesbischer Migrantinnen auch auf Plakaten, Flyern und Zeitschriften von und für MigrantInnen
- Integration von Beratung und Gruppenangeboten für lesbische Migrantinnen
- Einbeziehung des Themas lesbische Lebensweisen in kulturelle und freizeitbezogene Angebote

Natürlich stehen wir interessierten Einrichtungen bei der Umsetzung gerne mit begleitender Beratung und Supervision zur Seite. Wir bieten ebenso MitarbeiterInnen in Gesundheits- und Bildungseinrichtungen und anderen Fachteams Fortbildungen zu folgenden Themen an: „Lesbische Frauen und transidente Menschen als NutzerInnen“, „Auswirkungen häuslicher Gewalt in lesbischen Beziehungen“, „Interkulturelle Kompetenzen in der Beratungs- und Teamarbeit“ und „Diversity in der Arbeit mit Frauen und Mädchen“.

Über LesMigraS

LesMigraS (**Lesbische Migrantinnen und Schwarze Lesben**) ist die Antidiskriminierungsarbeitsbereich der Lesbenberatung e.V. Berlin, in dessen Rahmen sich ein interkulturelles Team u. a. gegen mehrdimensionale Diskriminierung lesbischer Migrantinnen und Schwarzer Lesben einsetzt.

Lesbische Migrantinnen und Schwarze Lesben erleben alltäglich Diskriminierungen aufgrund von Ethnie, Religion, gleichgeschlechtlicher Lebensweise bzw. Identität, Hautfarbe und Geschlecht. Folglich bewegen sich lesbische Migrantinnen immer an den Schnittstellen von Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Sexismus und Homophobie.

LesMigraS hat sich zum Ziel gesetzt, durch bundesweite Vernetzung, Sensibilisierungsarbeit, zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit und Lobbyarbeit gegen Gewalt und Diskriminierungen von Lesben, von MigrantInnen, von lesbischen Migrantinnen und Schwarzen Lesben einzutreten und sich für eine Gesellschaft einzusetzen, in der alle Aspekte des Lebens und der Persönlichkeit von Lesben und Migrantinnen akzeptiert und geschätzt werden.

LesMigraS wurde im Jahre 1998 vom „Arbeitsbereich lesbischer Migrantinnen“ der Lesbenberatung e.V. Berlin ins Leben gerufen. Im Zeitraum von 2000 bis 2004 wurde im Rahmen von LesMigraS als Teil des „Aktionsprogramms der Gemeinschaft zur Bekämpfung von Diskriminierung“ der Europäischen Kommission ein europaweites Projekt durchgeführt, an dem mehrere europäische Projekte und Gruppen aus Österreich, Frankreich und Deutschland beteiligt waren.

Um die Erfahrungen lesbischer Migrantinnen in ihren Communities zu dokumentieren und spezifische Formen der Diskriminierung zu thematisieren, hat LesMigraS mehrere europaweite und bundesweite Informations- und Diskussionsveranstaltungen realisiert. Es sind drei Filme über die Situation lesbischer Migrantinnen in Deutschland, Frankreich und Österreich, drei Postkarten und zwei Plakate entstanden. Zudem wurden vier Bücher zur Situation lesbischer Frauen aus der Türkei, dem Iran, aus der arabischen Welt und Russland in Deutschland und in Europa herausgegeben. Diese sind:

- Leben iranischer Lesben – Iranische Lesben in Deutschland und Europa
- Stimme arabischer Lesben - Arabische Lesben in Deutschland und Europa
- Russische Lesben in Europa
- Zeichen setzen - Türkeistämmige Lesben in Deutschland und Europa